EL SENDERO

8
1953

Der Weg

Und was sagt Syngman Rhee dazu?

BERIJA - MOLOTOW - oder MALENKOW?

Was wird aus Deutschlands Kolonien?

Der Weg

EL SENDERO

Registro Nacional de Prop. Int. N. 409.802 - Queda hecho el depósito que señala la ley.

INHALTSVERZEICHNIS

Meine Eltern waren innerliche, seelische Menschen von vornehmer Haltung, die sich auf rassiger, angeborener Grundgesinnung gründete. Zu dieser Grundgesinnung gehörte auch Frömmigkeit. Sie waren, wie das ganze Kirchspiel, unkirchlich; ihre Frömmigkeit war also anderer Art als die der Kirche. Es war die niedersächsische, staunende, anbetende, wortarme und lehrlose Verehrung der unnennbaren Macht, welche geheimnisvoll und erhaben das All geschaffen hat und durchwaltet. Die ewige Macht wurde, trotz und entgegen allen Erscheinungen, die auf Sinnlosigkeit, ja Grausamkeit deuten, in ihrem tiefsten Grunde als sinnvoll, heilig und gütig geglaubt. Die Sittlichkeit, die aus diesem Glauben, dieser Frömmigkeit folgerte, war: in einem so ungeheuren Wunder, in dem man sich als Lebender mitten darin befindet, einen demütig bangen, tapferen Mut zu wahren, bei allem frischen, frohen und tätigen Umtun und Umtreiben, mitten im natürlichen, sinnlich-seelischen Dasein und dem Menschenstrom, Körper und Geist reinlich zu erhalten und sich den Mitmenschen als ein redliches und gütiges Herz zu erweisen.

GUSTAV FRENSSEN IN „DER GLAUBE DER NORDMARK“

Der Weg

7. JAHRGANG

8. HEFT, 1953

Monatsschrift für Freiheit und Ordnung

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

MANUEL MARIA OLIVER:

Educación, Enseñanza, Urbanidad, Cultura

Los pueblos no se moldean ni aglutinan si no poseen una conciencia clara y pura. Quiero decir que su diagrama moral y psicológico debe apartarse de la superstición y la ignorancia para que su comprensión se dirija a planos de solidaridad humana que les permita cumplir sus destinos. La barbarie constituye un estado miserable que lleva al abismo y destruye la misión del hombre en la tierra.

Los problemas más graves que ofrece el mundo son precisamente los que abarcan estos aspectos fundamentales. El orbe no está todo dentro de las faces de armonía en las costumbres y en las ideas. América, Asia y Africa muestran la tremenda carcoma de esa barbarie; Europa, a pesar de ser el continente en el que la ciencia, el arte y la técnica han florecido, no se libra de pueblos sumidos en el oscurantismo, en las sombras misoneístas de los prejuicios y la pobreza de alma y mente, mientras la escasez y el hambre aumentan instintos gregarios que desembocan en tremendas tragedias, una de las cuales es la guerra y la destrucción. El remedio no radica en tratados, convenios, acuerdos, cuyo carácter político-económico se reduce a robustecer intereses que escapan a las multitudes, a menudo arrasadas por el odio, las pasiones y la ambición. En los tiempos actuales se mantiene aún la necesidad de educar a los pueblos sin otros dogmas que la verdad, que es una fe y una conquista subjetiva, que sólo se realiza basada en un afinamiento de la mente y un despertar de la razón. "Educar al soberano", proclamó en su fervor anímico el estadista argentino Sarmiento, tocando en llaga viva, único remedio para extirpar el desorden, la anarquía, la subversión.

Nuestra educación primaria impartida en común, según la vieja definición, tiende a abrir canales éticos a las generaciones que se suceden, para prepararlas para el porvenir en perfil de belleza creadora. Educadas de esa manera, inclinadas a lo mejor, sus juventudes se orientarán a horizontes sólidos, en procura de una felicidad que no será apagada por sombras negativas ni convenciones dudosas. Un pueblo educado en el amor será siempre apto para recibir una enseñanza honda, investigadora, que descubra nuevos medios de conocer las leyes y fenómenos que rigen a la naturaleza. La humanidad que profese como religión las pragmáticas educadoras, que reciba enseñanzas firmes, que aleje de sí la niebla del error, el engaño, la malicia, engendro de la ignorancia, adquirirá la trascendencia histórica que le aquilatarán sus valores espirituales. No hay ideal sin educación, enseñanza y cultura, esto último la coronación del edificio aúlico que sólo se levanta sobre cimientos de inteligencia sembrada y sabiduría auténtica. Kant ha dicho que el ser humano trae a la vida, en potencia, su alma que es la razón. Pero, si no se lleva al campo del saber, de la ilustración, del análisis de lo bueno y lo malo, esa alma embota sus sentimientos y surgen en su lugar las aberraciones que contemplamos ahora y que el pasado nos trae como triste ejemplo.

La educación, enseñanza, urbanidad y cultura, cuatro premisas que reúnen una faz de la existencia de las masas, son exigidas por las nacionalidades que anhelan elevarse en el nivel de la civilización. Sin practicar los capítulos aludidos, no habrá tampoco ciudadanos. Un país sin ciudadanos, o sin gentes educadas, no podrá organizarse en normas lógicas, pacíficas, no interpretará lo que es legalidad, no pugnará por la libertad y no será amparado por la justicia, supremo sueño de las patrias. Cuando podamos señalar un índice superior de educación, enseñanza, urbanidad y cultura, repetiremos como Séneca: "El pueblo piensa y actúa como corazón".

WILLI DOEBRICH, Pfr. a. D.:

Frömmigkeit – Konfession – Priestertum – Kirche

Die gewaltigen Erschütterungen der letzten Jahrzehnte haben in der abendländischen Welt nicht nur zu einer Ueberprüfung der überlieferten Werte, sondern zu kaum übersehbaren Zerstörungen materieller und vor allem auch ideeller Werte geführt.

Darum halten wir es für notwendig, einige Betrachtungen anzustellen, die für die Entwirrung und Klarstellung und für die Orientierung innerhalb des großen religiösen Fragenkomplexes von Bedeutung sind. Denn es ist kein Zweifel, daß das Religiöse im Menschen für sein Planen und Wirken immer von entscheidender Bedeutung gewesen ist und es auch in Zukunft sein und bleiben wird.

Die vier in der Ueberschrift als Thema wegen ihrer Geläufigkeit gestellten Begriffe sind nicht so einheitlich ausgerichtet, wie es auf den ersten Blick aussieht.

Wir haben es hier im religiösen Bereich wie fast überall im Leben mit ganz verschiedenen Ebenen zu tun, auf denen sich alles Leben abspielt.

Dabei unterscheiden wir folgende drei Ebenen:

1. Die Ebene des Unbe-Ding-ten. Hier gehören folgende Erscheinungen zu einander: Frömmigkeit-Glaube-Priestertum-Reich Gottes.
2. Die Ebene des „Be-Ding-ten". Hierher gehört: Kirchlichkeit und Frömmelei — Konfessionen und Religionen — der geistliche Herr — die Kirchen, Religionsgemeinschaften und Sekten als Organisationen.
3. Die Ebene des „Ver-Ding-ten", wobei die Vorsilbe „Ver" wie so oft die Bedeutung der Verirrung und Entartung anzeigt. Hier liegen die Erscheinungen wie Fanatismus und Besessenheit — Aberglaube und Magie — der Begriff des Pfaffen — und der Papismus.

Wenden wir uns zunächst der Ebene des „Unbedingten" zu:

Hier ist nicht das Ding — die Materie — bestimmend, ja nicht einmal einbezogen. Hier herrscht allein die Idee, der Geist, die Seele, also Gott. Frömmigkeit ist ein inneres Verhalten des Menschen, ein Sich-Verlieren an etwas, hier an Gott, eine reine Herzenssache. Echte Frömmigkeit ist an keine Religion und Konfession gebunden, sie ist der reine Widerklang aus einer anderen Welt. Nicht Form und Ausdruck sind bestimmend, sondern hier gilt allein das Maß der Hingabe. Ist Fröm-

migkeit eine innere Haltung des Menschen, so ist Glaube ein „in-Beziehung-Treten“ zu Gott, zu Menschen, ja selbst auch zu Ideen.

Der echter Frömmigkeit entsprechende Glaube hat nichts mit „Fürwahrhalten“ von Dogmen zu tun, sondern stellt ein Vertrauensverhältnis dar.

Solcher Frömmigkeit und solchem Glauben entspricht nun das echte Priestertum. Es ist nicht Sondergut einer Religion oder Konfession, sondern äußert sich in einer ganz bestimmten Haltung, die aus dem Unbedingten kommt. Dieses Priestertum ist auch an keine Weihe gebunden, es sei denn die, welche Gott dem Menschen in einem feinen gläubigen Herzen gibt. Priestertum will nicht herrschen, sondern dienen, will nicht richten, sondern helfen, will nicht verdammen, sondern retten. Der echte Priester ist auch nicht an ein Dogma, nicht an eine Vorschrift gebunden, er handelt aus der Unbedingtheit des Glaubens, er dient allein der Ordnung des Reiches Gottes.

Diese Unbedingtheit des Reiches Gottes als einer ganz inneren Welt wurde schon von den Jüngern nicht voll erfaßt. Immer wieder steht vor ihnen das bedingte Reich Israel, das Jesus wieder aufrichten soll. Aber gerade das lehnt er mit schroffen Worten ab, er will unter keinen Umständen jener Messias sein, der dieses bedingte Reich aufrichtet, wie er auch keine Kirche gegründet hat. Aber nicht nur rückwärts blickend unterlag man im Christentum weithin dieser verhängnisvollen Verwechslung, sondern gerade die Kirchengeschichte legt bis auf den heutigen Tag ein nur zu beredtes Zeugnis von den Wirkungen dieser Verwechslung ab. Auch die Zukunftshoffnung besonders vieler Sekten unterliegt diesem Irrtum. Weder eine Kirche noch irgend eine der vielen Sekten hat das Recht, sich mit dem Reiche Gottes gleich zu setzen. Wo es dennoch geschieht, offenbart sich nur ein völliges Mißverstehen der Unbedingtheit des Reiches Gottes.

* * *

Wir betrachten nun die Erscheinungen auf der Ebene des „Bedingten“. Während in der Ebene des Unbedingten die Menschen trotz verschiedener Gebräuche und Vorstellungen sich im Herzen verstehen und vor einander Ehrfurcht empfinden, werden sich in der Ebene des Bedingten die Menschen der Unterschiede bewußt, grenzen sich ab und verteidigen ihr bedingtes Gut.

Wenden wir uns zunächst der Kirchlichkeit zu und jenem Verhalten, wo die Menschen sich selbst für fromm halten und das wir kurz mit Frömmelei bezeichnen. Kirchlichkeit und Frömmelei sind auf die Umgebung, auf die Umwelt und den Raum eingestellt. Man will Wirkung erzielen. Man will in den Augen der Umwelt, auch vor Gott als fromm erscheinen, man legt den Schwerpunkt nach außen. Sitte und Gewohnheit sind die Beweggründe, und leicht schleicht sich dabei jene selbstgerechte Frömmelei ein.

Dieser bedingten Haltung entspricht nun auch das Verhältnis zu Gott und den Mitmenschen. Der Glaube wird zum Bekenntnis, zur Konfession, zur Religion. Zeit und Raum, Tradition und Umwelt bestimmen seine Prägung.

Schon die Sprache zeigt, daß es eine rein objektive und unbedingte Erfassung der göttlichen Wirklichkeit in der Ebene des Bedingten nicht geben kann. Der Grieche hat für Gott das Wort „theos“ geprägt, in dem der Stamm „the“ gleich „sehen“ wie in Theater-Sehraum enthalten ist. Er hat



PLASTIK VON GEORG KOLBE

damit das Schöne als höchstes Gut betont. Er hat vom Konkreten, von der anschaulichen Kunst zum Abstrakten, zur Philosophie gewechselt. Dem Griechen geht es nicht in erster Linie um Wahrheit wie dem Deutschen, sondern um die Harmonie der Anschauungen, also auch in der Dogmatik um Aesthetik. Darum hat die griechische Kirche auch die Liturgie so ergreifend gestaltet.

Der Römer hat dagegen für Gott das Wort „Dominus" gewählt, es enthält den Begriff der Macht und auch des Rechtes, wie es in „domus" und „dominatio" zum Ausdruck kommt. So hat die römisch katholische Kirche Macht und Recht als Grundlage ihrer Existenz entfaltet. Daher die starkbetonte Einheit der Organisation, die Vorherrschaft des Dogmatismus, der äußere Glanz und Pomp.

Der Mensch des germanisch deutschen Kulturkreises hat einen allgegemeinen gültigen und anerkannten Ausdruck seines Christentums noch nicht gefunden und nur die Tatsache des gemeinsamen deutsch germanischen Kulturkreises läßt uns hier einen Weg finden, denn der dem Germanen eigene Individualismus erschwert das Finden des Gemeinsamen.

Zunächst muß einmal das Korrelat zum Individualismus gefunden werden, allgemein tritt dafür ein übertriebener Objektivismus, bezw. ein Streben danach in Erscheinung. Das ist jedoch ein Irrweg. Dieser Individualismus ist nur zu ertragen, wenn die andere deutsche Geisteshaltung bewußt vorhanden ist und gepflegt wird, den Mitmenschen nicht als Objekt, sondern als gleichberechtigtes Subjekt gelten zu lassen. Hierin ist das deutsche Freiheitsbewußtsein begründet.

So steht der deutsche Mensch auch dem Dogma und dem Bekenntnis nicht als Sklave gegenüber, sondern Dogma und Bekenntnis sind ihm historische Zeugnisse, die er in Freiheit mit seiner eigenen Anschauung und seinen Erlebnissen in Einklang zu bringen sucht. Wo ihm dies nicht gelingt, läßt er sie beiseite liegen und wird erst zum radikalen Gegner, wenn man ihn zum Geistessklaven machen will.

Die Bedingtheit der Religionen und Konfessionen ist in der Anthropologie begründet. Dies ergibt ihre Dogmatisierung, ihre Abgrenzung, ihre Relativität und in der Erkenntnis derselben ihre höchstmögliche Objektivität. Jeder Anspruch darüber hinaus führt zur Entartung, zum Papismus, wie wir noch sehen werden. Es ist deshalb auch ein völlig aussichtsloses Unterfangen, die Menschen anderer Kulturkreise für die eigene Konfession gewinnen zu wollen, es wird dies immer nur bei einzelnen gelingen, die — sei es durch Abstammung oder geistige Berührung — innerlich den entsprechenden Kulturkreis bejahen. Wo es mit Gewalt geschieht, wird sich über kurz oder lang die Vergewaltigung rächen.

Deutlich tritt uns die Bedingtheit beim „geistlichen Herrn“ entgegen, sei es nun der Kaplan oder seine Eminenz der Kardinal oder Fürstbischof oder der heilige Vater selbst, sei es der Dorfpope oder der Metropolitan der griechischen Kirche, sei es der Herr Pastor oder Kirchenrat, der hochwürdige Landesbischof oder Kirchenpräsident, schon die Titel zeigen deutlich die Bedingtheit. Aber auch ihre Ausbildung, ihre Volkszugehörigkeit, die auch in der römischen Kirche nicht verwischt wird, sondern nur zugunsten der römischen aufgegeben werden soll — der katholische Priester trat in der kulturellen Entwicklung der Menschheit, nicht nur im Politischen, sondern auch im Geistigen und Sozialen, das Erbe des civis romanus an (Edwards, Paul III, 1933) — das alles sind Bedingtheiten. Jeder Pfarrer (Parochus) ist an seine Parochie-Gemeinde angewiesen, also auch in seiner Wirksamkeit bedingt, während der echte Priester auch hier weder Grenzen noch Bedingungen kennt. Der geistliche Herr muß Stellung nehmen, muß das Decorum wahren, er muß beurteilen und urteilen, er zieht sich in seine Welt zurück und sondert sich ab. Er ist auch äußerlich erkennbar, seine Bedingtheit zeigt sich im Priesterrock, in der Haltung, in der äußerlich betonten Würde. in Abzeichen und Rangordnung, die in der Besoldung einen stark materiellen Zug aufweist. denn nach der christlichen Haltung müßte eigentlich der am höchsten stehende Priester am weltabgewandetsten und

am bedürfnislosesten sein. Hier tritt die an sich berechtigte Bedingtheit in Erscheinung, man sollte es nur zugeben, sonst wird es zur Heuchelei.

Ebenso sind nun alle Religionsgemeinschaften und Kirchen bedingt. Jede Kirche hat ihre Kirchengeschichte, hat ihre äußere Verfassung, ihre Abgrenzung, die oft durch rein politische Gegebenheiten entstanden ist.

Die Erkenntnis dieser Bedingtheiten nimmt einem falschen Objektivismus seine Wirkung, denn gerade auch sowohl in den reformierten wie in den lutherischen Kirchen hat sich infolge dieses falschen Objektivismus eine Intoleranz breit gemacht, die sich von der des römischen Papismus in keiner Weise unterscheidet.

Damit kommen wir nun zur Ebene der Entartung. Die Frömmigkeit wandelt sich in Besessenheit und Fanatismus. Hier herrscht nicht mehr Ehrfurcht vor der berechtigten Eigenart des anderen, nicht mehr bewußte Abgrenzung und Verteidigung, hier ist fanatische Herrschsucht. Hier wird jede andere Meinung verdammt, es gibt nur Anhänger und Ketzer, die um jeden Preis, auch um den der Preisgabe jeglicher christlicher Grundsätze, zu vernichten sind. Hier herrscht Kreuzzugstimmung. Es geht nicht mehr um Wahrheit, jetzt geht es nur um Geltung, um Macht, um Herrschaft.

Der dümmste Aberglaube macht sich breit, Hexenwahn und Ekstase sind Aeußerungen dieser Entartung.

Dem entspricht auch der Pfaffe. Er ist Fanatiker, religiös Besessener, der auch die anderen zu solcher Besessenheit antreibt. Er selbst hat sich verdingt, hat seine Freiheit aufgegeben, den höchsten menschlichen Wert. Er sucht Macht, er richtet und verdammt, er vernichtet und treibt aus der Heimat, was sich nicht beugt, denn Freiheit und Eigenart sind ihm verhaßte Begriffe, weil er sie selbst nicht mehr besitzt. Dieser Pfaffe kommt überall in allen Religionen, Konfessionen und besonders Sekten vor. Und wo Besessenheit und Aberglaube, wo das Pfaffentum zur allgemeinen Herrschaft gelangt, da entsteht der Papismus. Wir kennen aus der Kirchengeschichte seine Blütezeiten und seine verhängnisvollen blutigen Spuren, die er hinterlassen hat, wo seine Wege ihn hingeführt haben.

Frömmigkeit, Glaube als Vertrauensäußerung, echtes Priestertum und Reich Gottes sind unveräußerliche, unbedingte Erscheinungen und Aeußerungen der menschlichen Seele, die in Gott gegründet sind. Sie haben in der Offenbarung Jesu ihre klassische Manifestation gefunden.

Die Religionen, die Konfessionen, die Herren Geistlichen und die Kirchen, Sekten und alle Religionsgemeinschaften sind historisch und anthropologisch bedingte Erscheinungen. Je mehr sie sich auf der Ebene des Unbedingten bewegen, desto größer und bleibender wird ihr Einfluß auf das Seelenleben der Einzelnen und der Völker sein, desto mehr wird ihnen mit Ehrfurcht begegnet werden, weil sie selbst durch Dienen und Helfen und Retten in Ehrfurcht vor anderen leben. Je weiter sie sich aber von der Ebene des Unbedingten entfernen und auf der Ebene des Verdingten sich bewegen, desto größer wird ihr Widerspruch mit der göttlichen Offenbarung und desto näher rückt eine Reformation oder die Katastrophe einer Revolution.

KARL NECK, Pfr.:

Stifter und Pharisäer

Die Aufklärung hat nicht nur gegen die altgläubigen Einrichtungen ihrer Zeit zum Angriff geblasen, sondern sie hat darüber hinaus in vielen ihrer Vertreter einen grundsätzlichen Verdacht auch gegenüber den Anfängern und Begründern der Religionen gehegt. Der Aufklärer vermochte von seinem neuen Standort aus diese Religionsstifter kaum mehr recht zu verstehen und zu begreifen, und so begann er zu zweifeln an deren Aufrichtigkeit oder gar Zurechnungsfähigkeit.

Dieser Verdacht besteht jedoch nicht zu Recht, sowenig wie man etwa Kolumbus der Unzurechnungsfähigkeit verdächtigen darf, weil er als erster den verwegenen Mut hatte, aus einer unbewiesenen Annahme die werktätige Folgerung zu ziehen. Es gibt eben Geister, die sind schon auf, wenn andere noch schlafen und haben die Kühnheit, ihren Reislauf zu unternehmen, während noch die Eulen umherfliegen. Sie überwinden die tausendfachen Hemmungen, die der Verwirklichung ihres Unternehmens im Wege stehen.

Zu den Menschen dieser Art gehören vor allem und zuerst die Religions- und Glaubensstifter. Sie haben aus einer seelischen Kraft heraus gelebt und gehandelt, die turmhoch über das Mittelmaß hinausging. Sie sind Riesen, die einzelne und ganze Gruppen von Völkern aus dem Nichts herausgeführt und ihnen Grund, Boden, Zukunft und Heimat gegeben haben. Sie haben eine Ueberzeugung gehabt, für die sie alles eingesetzt haben, am Ende selbst das Leben, und diese Ueberzeugungskraft ist auf die Nachfahren übertragen worden, die sie mehr oder weniger gleichfalls besessen haben, bis dann endlich die Kraft des Glaubens ausgeronnen ist.

Pflanzen, die Jahre überdauern, verholzen. Der gläubige Mensch ist zwar keine Pflanze, doch verholzen kann auch er. Während die Holzbildung im Pflanzenreich dienlich ist, ist sie beim Menschen verderblich. Auch die Stifterreligionen zeigen Verholzungserscheinungen. Zwar ist es nicht leicht, den Punkt zu bestimmen, von dem an dieser Vorgang beginnt. Härte, Unbeugsamkeit sind keine untrüglichen Zeichen der Entartung, denn gerade die Stifter haben eherne Unentwegtheit besessen, aber sie haben sie zuerst von sich selbst verlangt und waren dadurch ermächtigt, sie von ihren Anhängern zu fordern.

Wahrscheinlich beginnt die Entartung dort, wo Härte nicht mehr dem eigenen Ich, sondern nur noch den andern abgefordert wird, und wo man den andern Dinge predigt, die man bei sich selbst nicht mehr hält. Dies Tun-als-ob, das Pharisäertum, das sich in den Kirchen so oft breit macht, ist an sich durchaus kein Wesensbestandteil der echten Vertreter des Glau-

bens; dagegen ist es ein untrügliches Zeichen des Verfalls. Alle Religionen kennen diese Fäulnis.

Auch die Herrschsucht ist ein Zeichen der Auflösung. Dem Unsinn, daß es eine Kunst nur um der Kunst willen gäbe, entspricht der noch größere Unsinn, der dort seine Zähne fletscht, wo eine Religion nur noch um der Religion, eine Kirche nur noch um der Kirche willen gepflegt wird, und wo alle Bestrebungen nur noch auf Erhaltung der äußeren Form ausgerichtet sind. Das ist Verholzung im gefährlichsten Sinn. Hier nagt der Rattenzahn des Untergangs jeden grünen Trieb vom abgestandenen Holze ab.

* * *

Trotz Erstarrung ist es aber schon geschehen, daß Stifterreligionen wieder einen Weg zur Gesundung fanden. Sie griffen zurück auf die Anfänge, die zugleich Höhepunkt waren: Gegen die Vergötzung des Tempels und der Weissagungen haben die Propheten des alten Judentums einen scharfen und großen Kampf geführt. — Das Christentum hat seine Propheten in Savonarola, in Martin Luther und im Gegensatz zu Luther in Ignaz von Loyola gehabt. Was hier an Erneuerung geschaffen wurde, das ging gewaltig über eine jakobinische Verfassungsänderung hinaus. — Wie als Bestätigung dieser Erscheinung innerhalb der Stifterreligionen erhebt sich im Islam die Bewegung der Wahhabiten, die eine Reinigung und Erneuerung ihres Glaubens erstreben. Es handelt sich dabei nicht um altvergangene Dinge, denn sie ragen in die Gegenwart hinein; der heutige Führer der Bewegung ist König Ibn Saud.

Man muß sich immer klar sein: Mögen die gestifteten Religionen sinken, mögen ihre Vertreter entarten, so steht die Möglichkeit doch offen, daß neue Menschen oder ein berufener Prophet das entartete Geschlecht wieder emporführt und die anfängliche Kraft und Wahrheit des Glaubens erneuert. Nicht daß das mit der Notwendigkeit eines Sonnenaufgangs geschähe, auf den man zählen kann. Die Erneuerung kann durchaus auch ausbleiben. Aber gerade in Gefahren vermöchte selbst eine träge gewordene Glaubensgemeinschaft wieder geweckt und auf die Höhe geführt werden. Wer daher eine solche Gemeinschaft von außen her, aus äußerlich politischen oder sonstigen, dem Glauben fremden Gründen, angreift, hat sich wohl zu überlegen, ob er die Mittel habe, das Werk hinauszuführen.

Eine Religion läßt sich nicht einfach beseitigen, sondern nur erneuern, oder aber durch eigene, bessere Kräfte überflüssig machen, was gleichfalls auf Erneuerung hinausläuft. Wenn weder das eine noch das andere geschieht, entsteht an der vernachlässigten oder falsch behandelten Stelle eine gähnende Leere, aus der unberechenbare, zerstörerische Gewalten herausbrechen können.

* * *

Ein Satz steht felsenfest: G l a u b e n l ä ß t s i c h n u r a u s A u f r i c h t i g k e i t u n d L a u t e r k e i t e r n e u e r n. Wo sich eine Religion zu ihrer Erhaltung auf den Wagen der großen Weltmächte setzt, wird sie zum Schwarzfahrer. Sie muß hinfahren, wohin die Mächte des Geldgötzen und der Leidenschaft treiben. Mag am Wagen noch tausendmal das Schlagwort stehen, das Mode ist — wo die Leidenschaft den Dampfkessel

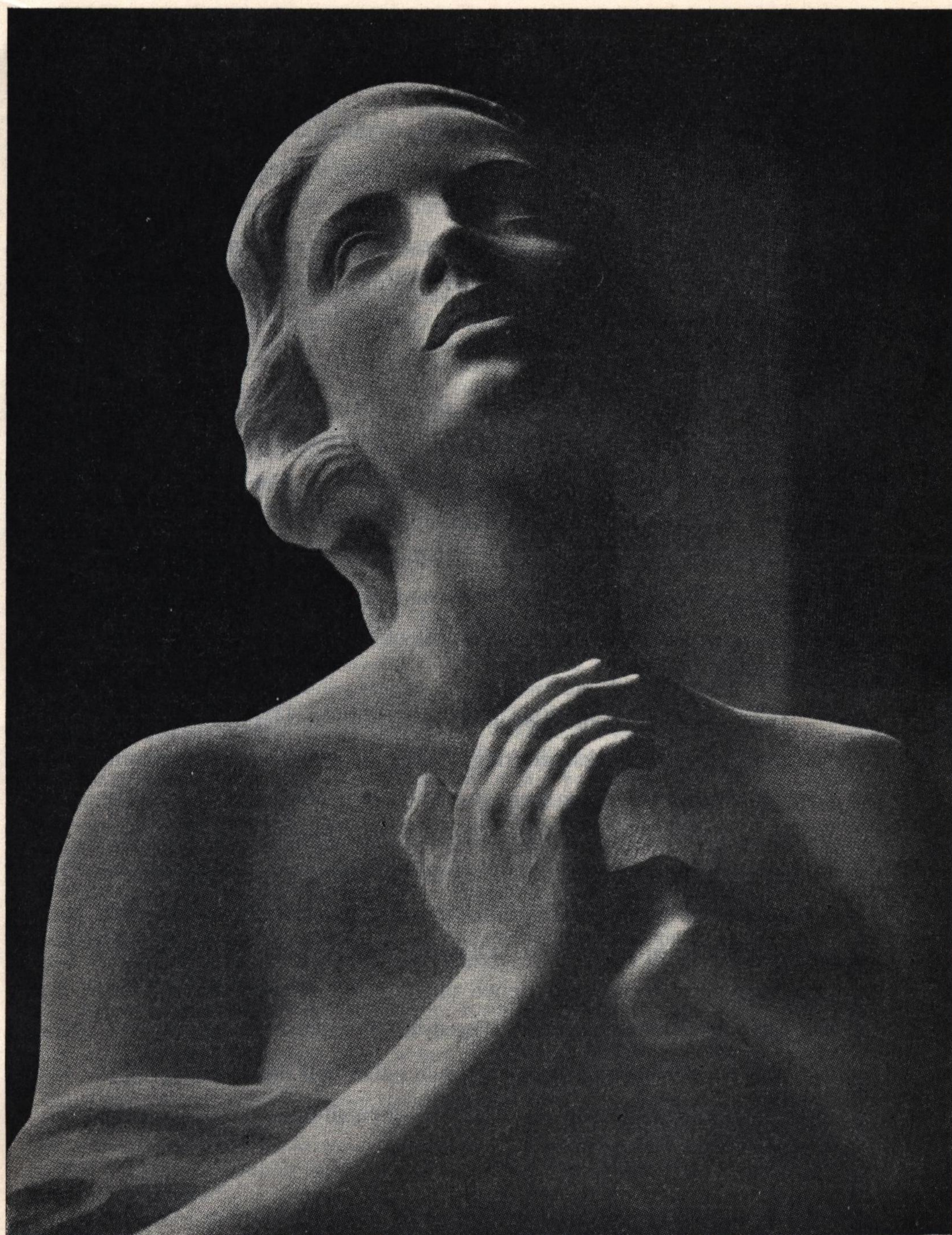
heizt, da gibt es kein Halten mehr. Da sieht man im Schiffbrüchigen, der sich auch noch ins Boot retten will, keinen Menschen, sondern nur mehr einen Bösewicht. Man macht ihn zum Teufel, um alle abzuschrecken, die ihm beistehen wollen. Die Finger, mit denen er über den Bootsrand greift, schlägt man ab mit dem Beil. Lauterkeit, Hilfsbereitschaft machen harter Selbstsucht Platz. An Stelle von Glauben und Kraft treten tödliche Waffen.

Es war verzweifelt zu sehen, wie im Krieg die leitenden, meist altgläubigen Kräfte der christlichen Kirchen bis hinauf zu Professoren und Erzbischöfen sich an die Rockschöße der Aufklärung und des Umsturzes gehängt und gemeinsame Sache gemacht haben mit Untergrund- und Hinterrücksrotten, deren Zeichen der Dolch im Gewande war. Der Haß, der in gewissen religiösen Kreisen getobt hat, ist unbeschreiblich. Er widersprach aufs genaueste dem, was z. B. der Stifter der christlichen Religion gelehrt hat. Ist der Haß, jener wütende Haß der dreißiger Jahre und des Krieges geeignet, einer Religion wieder auf die Füße zu helfen? Hilft man einer Sache auf, indem man das Gegenteil tut von dem, was deren Stifter tat? Dieser Haß hat das wenige an Gutem, das noch da war, vollends vergiftet. Die Nöte des 20. Jahrhunderts wären für gewisse Religionen eine gute Gelegenheit, ja eine dringende Pflicht gewesen, sich aufzuraffen und der Welt zu helfen; aber nicht den Satten, sondern den Getretenen; nicht erst den zuletzt Getretenen, sondern den schon längst Zerstampften. Statt dessen haben zwergenhafte Nutznießer großer Stifter bloß noch tödlichen Schleim von sich gegeben. Ihr Kampf war rein verneinend, darum auch rein vernichtend. An ihren Früchten könnt ihr sie erkennen. Ihre Felder sind leer. Die Frucht ist verdorben. Die Ackerfurche treibt keine Saat mehr hervor, denn die Keimkraft ist ertötet durch ätzende Säure, die sie im Haß ausgesprengt haben.

Es hat seit jeher echte und falsche Propheten gegeben. Die falschen waren meist in der Ueberzahl. Sie haben in der Regel den Zeitgeist und mit ihm die Klatscher auf ihrer Seite gehabt. In den verzehrenden Brand des Ungeistes haben sie erst noch Petrol gegossen. Es ist schon mancher Krieg geführt worden in der Welt. Mancher hat schwere Wunden geschlagen. Aber mancher auch hätte einigermaßen anständig geführt und anständig geendet werden können, wenn hinter dem Schwert noch eine ehrliche Seele gestanden hätte. Daß der letzte Weltbrand so namenlos getobt und über sein Ende hinaus so schamlos gewütet hat, kommt nicht von den stärkeren Waffen, sondern von falschen Propheten, die ihren Glauben verkehrt und ihn aus einem Werkzeug des Lebens in eine Handhabe des Todes verwandelt haben. Das 20. Jahrhundert ist zu Grunde gegangen am Pharisäertum.

Der Anfang der großen Religionen bestand darin, daß der Stifter den Menschen Gutes zutraute, wiewohl er sie schwerkrank vorfand; in ihren Fiebern und Nöten wollte er ihnen helfen. — Wo man den Menschen aber nur Böses zutraut, ihre Nöte ausbeutet und hämisch begrüßt, da tötet man Glauben und Gottesfurcht. Das gähnende Nichts tut sich auf, und wenn keine Neuschöpfung sich ereignet, wird die Finsternis Herrin der Welt.

Es ist zu hoffen, es sei trotz allem noch nicht aller Tage Abend. Aber das Licht braucht andere Herolde als jene, die bis zur Stunde das Wort gefälscht haben.



HALLELUJAH, MARMORPLASTIK VON FRITZ KLIMSCH, 1929.

Wir glauben an Gott. Wir fassen als Sinn des Zeitlichen, das uns gegeben ist, ein Großes, Ewiges, Schicksalhaftes auf, dem wir uns verbunden fühlen. So sehr verbunden in der bewußten Kraft und Beständigkeit unserer eigenen Persönlichkeit wie unseres Volkstums, daß wir zu ihm stehen in der Haltung einer ehrfurchtsvollen und doch herzlichen Vertraulichkeit und ruhig „Unser Herrgott" sagen.

Wir wissen, daß es etwas gibt, das mehr wert ist als alle käuflichen, werttragenden Dinge dieser Erde, jenes Etwas, das in uns selbst liegt und das wir Ehre, Treue und Gewissen nennen. Wir wissen, daß das tiefste Glück und die Erfüllung unseres Lebens doch nur darin beruht, daß wir dieses Gut erhalten und daß kein Gebot, kein Zwang und keine Not, kein Haben und kein Versprechen uns das ersetzen kann, wenn wir vor uns selbst ohne Reue aussprechen dürfen: Ich tat recht!

Jedes deutsche Leben bedeutet ein Erfülltsein von einem persönlich gehaltenen Schicksalsauftrag. Jedes deutsche Erleben nimmt seine Richtung von innen her, aus jenen unbelehrbaren Gewissenstiefen, in denen das Blut mit ewig gleicher Sprache uns von Ehre, Pflicht und Treue redet. Aus diesem gläubigen Aufgabeerfülltsein und dem triebhaften Kraftgefühl, von innen heraus in dieser Welt etwas vollbringen zu können, schöpfen wir Deutsche die unzerstörbare und tiefe Freude am Leben und an den Dingen dieser Erde, die ein Gutteil der deutschen Wesensart überhaupt ausmacht.

Die Welt ist uns nie leer, weil wir selbst voll des Lebens, selbst erfüllungsfrohes und sinnvoll bejahtes Leben sind.

(Aus: Hans Berner, Der Weg geht weiter, Wien, 1939).

OTTO BRÜHLMANN:

Die Synthese

von innerer Gewißheit und wissenschaftlicher Erkenntnis

Welch ein Ereignis, welch ein Gewinn — wenn an die Stelle der „inneren Gewißheit", die man (nicht ohne Grund) immerhin bloß Glaube zu nennen wagt, ein sicheres, eindeutiges, zweifelfreies Wissen träte!

Welch frischer Wind in die dumpfen Grüfte des Glaubens! Welche Erlösung vom üblen Streit der Kirchen und von der Anmaßung der Atheisten! Welche Befreiung vom Druck der Irrtümer und vom Uebel priesterlichen Truges, welch ein Aufatmen aus den Zweifelsqualen ehrlicher Gottsucher, welche Aufrichtung des Menschen, dessen Denken und Fühlen wissend (nicht mehr bloß glaubend) sich am Ziele, am Quell seines Lebens wüßte! Das Gelingen der Synthese von Glaube und Wissen würde bedeuten: Geburt der kommenden Weltanschauung und Religion.

Der Versuch zu solcher Synthese kann nicht vom Glauben her aufgegriffen werden, weil dieser (im Gefühl begründet und schwer in Worte zu fassen) von Mensch zu Mensch und je nach Kirche und Religion so verschieden, also nicht allgemein „gewiß" ist, ja zuweilen überhaupt fehlt, so daß er keine gemeinsame Plattform bildet, von der ausgegangen werden könnte.

Wir müssen also vom Wissen ausgehen. — Wenn man bedenkt, daß der große Fortschritt der Wissenschaften (die berühmte Aufklärung) die „innere Gewißheit" eher erschüttert, den Glauben gebrochen hat, so scheint unser Vorhaben ein hoffnungsloses zu sein, um so mehr als sowohl die Theologie als auch die Philosophie das Wissen grundsätzlich als ungeeignet, ja schädlich für die Gotteserkenntnis bezeichnet haben (geht man doch von kirchlicher Seite so weit, den Glauben an das Unglaubliche vorzuziehen). Wagen wir es dennoch! — Welche der vielen Wissenschaften könnte geeignet sein, zu unserem Ziele zu führen? Es gibt eine Reihe schnellfertiger Schriftsteller, welche die Naturwissenschaften, besonders die Physik, auf dem Wege zur Religion sehen. Sie stützen sich zur Hauptsache auf sensationelle (das Denken verletzende) Behauptungen der modernen Physik, welche sich aber (nach sorgfältiger Prüfung) als irrtümliche Auslegung von Formeln und Meßergebnissen erwiesen. Jedenfalls hat sie bisher nicht zu Gott geführt, wohl aber zur Atombombe.

Keine Spezialwissenschaft kann hier zum Ziele führen, denn jede greift mit ihrer gefährlichsten Voraussetzung (mit der ihr selbst unbekannten Erkenntniszange) ein „Spezielles" aus dem Erleben heraus und zerstückelt auch dieses noch — eine richtige Vivisektion, die sich durch Zusammensetzen der erstorbenen Teile nicht wieder gut machen läßt.

Grundsätzlich kann kein Teil-Wissen, besonders wenn es sich nicht selbst durchschaut, zur Synthese von Glaube und Wissen führen. Die zu erreichende Gewißheit muß eine volle sein. Demnach ginge unsere Absicht auf eine Wissenschaft vom Ganzen? Nein, wohl aber auf eine solche hin zum Ganzen. Keine Wissenschaft kann das Ganze als Objekt erfassen, schon deshalb nicht, weil sie sich einem solchen als Subjekt gegenüberstellt, wodurch das Objekt nicht das Ganze ist. Eine Chance, unser Ziel zu erreichen, bietet sich nur dann, wenn sich das Erkennen mit sich selbst beschäftigt, wobei Subjekt und Objekt nicht auseinander fallen. Das ist Erkenntnistheorie, Schau der Schau!

Wir meiden den Berg von Büchern, der sich seit Kant im Dienste dieses heikeln Unterfangens aufgetürmt hat und schlagen einen neuen Weg ein. Dieser erweist sich als verblüffend einfach, indem er uns mit sicherem Wissen unbeirrbar und exakt zum unfaßbaren Ganzen hinführt und uns und alles in ihm aufgehen, aber auch von ihm ausgehen läßt.

Unsere Ueberlegung und der daraus hervorgehende Plan lautet: Die einzige Wirklichkeit, an die wir uns zum Zwecke des Erkennens halten können, ist das unmittelbare Erleben. Alles andere kann ursprünglich nur daraus abgeleitet sein — woher denn sonst? Da auch das Erkennen („Wahrnehmen") mit zu dieser Erlebniswirklichkeit gehört, muß an ihr das Wesen des Erkennens und damit auch der erkannten „Wirklichkeit", nämlich das entscheidende (alle Erkenntnis begründende) Erleben bemerken lassen, wodurch wir zum Quell aller Erkenntnis und aller Wirklichkeit gelangen.

Das unmittelbare Er-leben! Jedermann kennt es, niemand weiß, was es ist. Schon der Name ist trügerisch, weil mit seiner Vorsilbe die falsche Voraussetzung sich einschleichen kann, als sei da etwas Unerlebtes, dem das Erleben zukomme. Nennt man dieses eine ungeheuere Vielfalt, ein Gedränge von Empfindungen, Gefühlen, Wahrnehmungen, so kann dafür das Wort Sinnlichkeit gesetzt werden, ohne daß man damit etwas Fremdes zum Erleben hinzu dichtet, solange die verschiedenen „Sinne" nichts anderes bedeuten sollen als die verschiedenen Qualitäten des Erlebens. Volle Sinnlichkeit ist volle Lebendigkeit, echte Lebendigkeit ist frische Sinnlichkeit. Damit ist aber nur ein anderer Name gesetzt, erklärt ist nichts. Die Sinnlichkeit, diese weite Herrlichkeit mit all ihren Freuden und Schmerzen („himmlisch" und „höllisch") hat durch „Erkenntnis" (vielleicht Verkenntnis) ihre Unschuld eingebüßt, selbst der Name hat eine üble Bedeutung bekommen. Daß eine bessere Einsicht zum Ursprung zurück und — auf höherer Stufe — von dort her der echten, ursprünglichen Sinnlichkeit ihren guten und besten Sinn wieder geben könnte, daran denkt man nicht.

Das als nach „Sinnen" Erlebte ist zunächst weder außen noch innen, weder seelisch noch körperlich (solche Beigabe ist bereits Erkenntniswerk). Im Konzert aller Sinne ragen zwei derselben mächtig hervor und gewinnen dadurch alarmierende Bedeutung, daß sie beide ganz allein schon etwas Sonderbares, Rätselhaftes bedeuten und wirken: Raumzeitliche Erkenntnis! Erkennen hat demnach seine Wurzel in einer ganz bestimmten Sinnlichkeit und steht also dieser nicht gegenüber wie ein Subjekt seinem Objekt, sondern geht aus ihr hervor. Dadurch wird diese Sinnlichkeit die führende, eben — verkannt — auch verführende.

Ich spreche von den Sinnen des Gesichtes und des Gewichtes, vom Schauen und vom Drängen (oder Gedrängt-Werden). Der Sohn des Schauens breitet eine weite Räumlichkeit mit tausend bewegten oder ruhenden, farbigen Formen, samt einem „Ich" mitten drin, in all dem „wirklich" Geschauten. Denn ein leises oder auch heftiges Gedrängtwerden oder Drängen, ein Wollen oder Widerstreben ist immer mit dabei und beweist das „Wirklich-Sein". Mit der Sensation der Gestalt geht einher die Sensation der Gewalt, und damit sind sichtbar und spürbar geworden: Die „wirklichen Gegen-Stände" zu uns als „Ständen". Aus dem Erleben von Schau und Drang, von Gestalt und Gewalt ist ein „raumzeitliches Außen" und ein „zeiträumliches Innen" entstanden, und damit ward — eben aus dieser Doppelsensation — die erste folgenschwere sogenannte Erkenntnis! Aus Gestalt und Gewalt (alles andere ist Beigabe) bestehen die „erkannten Gegenstände", nach „außen" gesehen die „körperlichen", nach „innen" die „seelischen". Was ist, woher sind Gestalt und Gewalt, welche als ein Erleben das gesamte übrige Erleben in „Gegenstände" zu zerstückeln, d. h. in „Erkanntes" zu verwandeln vermögen?

Sie stehen (sowie die aus ihnen gewordenen Gegenstände) in einem unlöslichen Verhältnis zueinander. Gewalt vermag die Gestalt von Gegenständen zu halten oder zu verändern. Gestalt bestimmt die Richtung der Gewalt, sie ist ihre Ordnung. Aus diesem erlebten Wirken zwischen Kräfte-Ordnungen (d. i. die Kausalität) wurde, nach außen, die Wissenschaft der Mechanik, nach innen eine entsprechende Psychologie, wovon die erste mechanische, die andere psychische „kausale Vorgänge" schildert. Es wurden also aus der Erkenntnis-Sensation Gestalt-Gewalt nicht bloß Einzelgegenstände sondern auch die sog. Vorgänge (innere und äußere), in welchen jene mehr und mehr aufgehen. Diese Vorgänge dienen im weiteren Erkenntnisbau dazu, die anderen Sensationen kausal zu „erklären" als Folge von bestimmten (aus Gestalt und Gewalt bestehenden) Mechanismen, die auf unsere Sinnesorgane (halb Gegenstände, halb Stände) wirken.

Und damit ist die herrschende, eigentlich materialistische Weltanschauung erbaut. Draußen die „wirkliche" Welt, ein ungeheuerer Mechanismus von Vorgängen, welche die Sinneserlebnisse mechanisch am Mechanismus unseres Körpers erzeugen, und daneben das „Innere", vielleicht eine Art seelischer Mechanismus, der gleiche Sinnesqualitäten von „innen" her zum Empfinden zu bringen vermag. Jetzt sind die bisher rätselhaften Erlebnisse exakt auf eine „äußere" Veranlassung zurückgeführt und damit „erklärt", wodurch zugleich die Außenwelt überzeugend erkannt und gesichert vor uns zu stehen scheint und die „Sinne" nicht mehr weiter bemerkenswert das wären, was einfach den mechanischen Reiz des Organs in bestimmte Empfindungen verwandelt.

Ist nun aber damit (abgesehen von der „geringen" Erkenntnislücke zwischen Organ und Sinnesempfindung) alles übrige in schönster Ordnung, zur Freude und Sicherheit der Realisten? — Jetzt kommt die arge Enttäuschung. Hier beginnt der große Irrtum der sog. Aufklärung! — Nachdem die Sensation Gestalt-Gewalt die „Erkenntnis von Vorgängen" erbaut hatte, ließ die Physik (neben den übrigen Sensationen) umgekehrt sogar auch noch Gestalt und Gewalt als Folge solcher Vorgänge erleben („Licht" und Gravitation). Das vom Erlebnis bewirkte Erkenntnisprodukt wird zur Ursache dieses Erlebnisses verdreht, und dieses damit (als eine „Sinnesempfindung") für erklärt gehalten! — Nie wirst Du einen Apfel von diesem selben Apfel ableiten und durch ihn erklären, nie einen Schmerz durch diesen Schmerz erklären, d. h. als von ihm verursacht verstehen können, und so läßt sich auch Gestalt und Gewalt nicht ableiten und erklären aus ihnen selbst. Was sind Gestalt und Gewalt? — Die ganze Problematik, die über ihnen liegt, trifft auch die aus ihnen gewordenen Gegenstände, die Welt!

Sie sind primär — Erlebtes — und werden sekundär gleichsam wie Zettel und Einschlag zu „Erkanntem" verwoben, genannt Gegenstände, Vorgänge, Welt. Sie sind als Gesehenes und Gespürtes Inhalte im Licht-Erlebnis und im Kraft-Erlebnis. Das Lichterlebnis läßt uns ganze Bilder, Meere, Gebirge und Kunstwerke schauen. Es ist damit das Gestaltgebende, Richtung-Sinn-Ordnunggebende. Man spricht vom Gesichts-Sinn, doch kaum vom Gewichts-Sinn, offenbar weil dieser weniger sinnreich ist. Womit kann die Leistung des Lichtes verglichen werden? Etwa mit dem Schall? Bestimmte Luftwellen reizen den Gehörsinn zu Tönen. Aber eine Ton-Gestalt — die Musik — ist nicht Leistung der Luftwellen, ist nicht Sache der Physik. Musik ist vom Geiste der Musik, wie das Bild, die Schau von Gestalt, vom Geiste der Gestaltung, vom Lichte ist. Klanggestalt und Schaugestalt, beide sind gestaltet vom gestaltgebenden Licht oder Geist. Alle Gestalt ist geistig. Mögen Luftwellen als Uebertragung der Musik durch eine äußere Welt gelten, so kann hingegen das, was die Physik als „Licht" beschreibt, nicht einmal als Uebertragung der Schaugestalt gelten, denn was da durchwandert werden müßte, ist ja selbst schon Schaugestalt. Was die Physik (dank dem gestaltgebenden Licht) als „Licht" beschreibt, ist in seinem Gestaltischen das Entfaltungsgesetz des Bildes, Baugerüst der Schau, nicht empirisch gegeben, sondern (a priori) im Gesichte liegend. In seinem Gewaltischen, als Leuchten, ist es das Auslösende der Schau. — Das „Außen" ist aber nicht von auslösenden Leuchten, sondern vom Licht, wie das „Innen" nicht vom auslösenden Denken, sondern vom Geiste ist. Licht aber und Geist sind identisch.

Das Krafterlebnis ist eine dumpfe Empfindung von Trieb und Druck, also schwankend zwischen Ueberwinden und Ueberwunden-Werden, und es ist (einmal mehr, einmal weniger) genau wie die Schau, in allem Tun und Erleben, so auch (sehr deutlich) im Erkennen. Aber im Gegensatz zum Lichterlebnis ist es das Sinn-Mangelnde, als ein Wühlendes, Blindes, sowohl wirkend wie verwirkend. Ob seiner Blindheit sucht es das Lichterlebnis des Schauens, wie dieses, ob seiner Ohnmacht, das Krafterlebnis der Macht sucht. — Erleben! Wer er-lebt? Das „Ich"? Aber auch dieses ist, als Geschautes und Gewolltes nur ein Gegenstand aus Gestalt und Gewalt, — als Schauendes und Wollendes aber ist und besteht es durch sein Schauen und Wollen und lebt durch dieses „Erleben". Es ist immer auf einer Schneide zwischen Wollen und Gegenwollen (Spannung), sein Schauen entfaltend nach Für und Gegen (nach „innen" und „außen") — — das „Ich" ein Funke des Lebens! Denn seine und alle Schau ist Gabe des Lichtes des Geistes, und sein Wollen-Können, seine

Gewalt und alle Gegengewalt ist Gabe des Willens, der Kraft. Licht aber und Kraft, oder Geist und Wille, sie sind nicht das eine oder das andere, sie sind als höchstgespanntes Eines das Unsichtbare, das Unbegreifbare, dafür aber das Unmittelbare, der Quell aller Erkenntnis und alles Erkannten, der Quell alles Erlebens, der Quell unseres Lebens.

Hieher führt uns die Wissenschaft, die wir ergriffen haben, hieher ins Zentrum, wo ein Weiterdringen-Wollen ein Entfernen wäre, hieher in den Quell und Ursprung jeden Gedankens, jeden Wortes, jeden Tuns und jeden Dinges, ja sogar des Raumes und der Zeit. All dies ist Erleben als Funke vom All-einen-Leben — dessen Name ist Gottheit. In ihr — im großen Leben selbst (identisch mit ihm), nicht außer und nicht vor ihm, liegt dessen Sinn. Er ist, als Licht-und-Kraft: Das Planen und Erschaffen — Gestaltung.

Das Wirken und Wesen der Gottheit (die da ist das Licht und die Kraft und somit das Leben) sei das Erschaffen, das Gestalten! Welch ein freudiges Ja, welch ein Sturm erregt dieses Wort im Herzen jener, die je in ihrem Leben sich ganz und restlos einer Aufgabe, einem hohen Werke hingaben, alles wagend, sogar den Untergang ihrer Existenz. Als tiefinnerstes Wissen bewegt, führt und tröstet es den echten Künstler, den auf Carrière verzichtenden Forscher und Denker, den großen, auf das Ganze gehenden Staatsmann, doch auch jene schlichten Menschen, von denen niemand spricht, nämlich all diejenigen, welche nicht um des Lohnes und des Ruhmes sondern um des Werkes willen schaffen —, von den Müttern, die alles opfern für das Werden ihrer Kinder, bis zu ganzen Völkern, die unter inneren und äußeren Kämpfen und unter Verzicht auf „hohen Lebensstandard“ ihrem gottgegebenen Wesen, ihrer Gestaltung, ihrer Kultur leben. — Ist nicht selbst das grauenvolle Geschehen dieses zweiten Weltkrieges mit seinem entarteten Sieg trotz allem ein mühseliges Werden neuer Gestalt, ein Aufbrechen neuen, lebendigen Geistes, in einem vorläufig noch unterliegenden Kampf gegen die Krankheit, Verirrung und Verwirrung der herrschenden Lebensform? Diese noch immer Machtgewohnte vermag zwar die einzelnen (wenn auch völkergroßen) Funken des aufsprühenden neuen Lebens auszulöschen, nicht aber die schließlich sich verwirklichende Idee, den Plan des siegenden Lebens. Diesem hilft, wenn es unterdrückt wird, die Wahrheit, dem Bedrücker (in seiner Ungerechtigkeit) nur die Lüge.

Den Kämpfen für die Erneuerung des Lebens (welche nicht aus Eigen-Wille und nicht aus Eigen-Sinn, sondern aus der Kraft und dem Licht des All-einen-Lebens heraus das schaffen, wozu sie berufen sind) muß zwar das kranke Alte noch als Boden dienen, ist ihnen aber zugleich Fessel und Feind und nicht selten auch Scharfrichter. Das ist ihre Tragik. — Die Ehre, Werkzeug des großen Lebens zu sein, ist ihr unsichtbarer Friede und ihre Ruhe und versöhnt sie mit ihrem Schicksal. — Es ist nicht der Eine — groß ist die Heerschar derer, welche in ihrer Treue zum Werden mutig und still ihr Golgatha auf sich nahmen und nehmen.

Schaffen, Erschaffen, Gestalten kann — wenn es Leben bleiben soll — nicht auf das Endziel eines definitiv Geschaffenen ausgehen. Solches Schaffen hat seinen Sinn und Wert — als Lebendigkeit — in sich selbst. Deshalb liegt in unserm Leben neben der heiligen Freude des Gestaltens und den Wunden seines Kampfes das unabänderliche Schicksal alles Gestalteten, dem Neuen weichen zu müssen. Um des Lebens willen ist die Vergänglichkeit, das Leid alles Gestalteten, und dessen Uebergang — „Tod“. Wer den Sinn des Lebens erfaßt, beugt sich getrost diesem Leid.

Im Gestalten liegt immer ein Weg von Chaos zur Ordnung oder von Schwäche zu Kraft. Damit hält, bei allem Absinken des zerfallend Gestalteten, eine bestimmte Richtung, ein eindeutiger Sinn, alles Lebendige in Atem — es ist die große Ethik des Gestaltens, die Ethik des großen Lebens. Das Chaotische der an sich lichtfremden Kraft liegt als Gefahr, doch ihre Stärke als Hilfe im Wesen des Lebens, so wie das Weisende, Ordnende des Lichtes als Heil, seine Ohnmacht hingegen als Gefahr im Wesen dieses Lebens liegt. Die Herrlichkeit Licht und die Herrlichkeit Kraft, dieses Wunder höchsten Gegensatzes und zugleich innigster Einheit, ist in seinem Uebergegensatz die unendliche Lebensspannung.

In dieser Spannung steht (getrennt und gebunden) häßlich gegen schön, niedrig gegen hoch, bös gegen gut. Der Relativismus mag lächelnd die häßliche Seite gleichberechtigt neben die schöne stellen und ebenso den Bösewicht neben den Tugendbold, da sie sich ja gegenseitig bedingen. Und der Pessimist mag grollen: „Laßt dies ewig drauflos Gestalten, es ist bei seiner End- und Zwecklosigkeit nur qualvolle Sisyphusarbeit. Werft sie ab."

Gewiß, es steht immer häßlich neben schön und niedrig neben hoch, aber geht denn im Leben als Gestaltung nicht eindeutig der Sinn von häßlich hin zu schön, von schmutzig hin zu rein, von niedrig zu adlig (edlig)? Würde er relativistisch ebensowohl umgekehrt gerichtet sein, läge in der Gestaltung auch die Absicht böse, schlecht, häßlich zu gestalten, so wäre dies eben nicht gestalten, sondern verunstalten. Umkehrung des Lebens-Sinnes! Krankheit, körperliche, seelische, moralische anstelle von Gesundheit. Verwirrung ist der Anfang, d. h. das dem hohen Leben eigene Gleichmaß an Kraft und Licht, das Ebenmaß der Gottheit verlieren. Dem Verirrten wird Göttliches (hier Licht, dort Kraft) durch Mangel und Uebermaß zu Teuflischem, zu Wahnsinn und Verbrechen. Der Nicht- und Nieverirrte weiß nichts und hat nichts von Teufelei.

Aller Lebens-Sinn ist edel-trächtig. Nieder-trächtig ist Umkehrung, ist Unsinn. Wäre z. B. der Sieg dieses Krieges edelträchtig und nicht umgekehrt ausgewertet worden, dann wäre das Heute anders und der Sinn des Lebens läge nicht darnieder. Nicht bloß in Worten, in Taten müßten die Staatsmänner über ihre Völker hinaus nach dem (in der Höhe verbindenden) Edeln trachten. — Das sei mit Politik unvereinbar. Schade um die Politik. — Da aber der Sinn des Lebens sich immer wieder durchsetzt (denn schön wiegt mehr als häßlich, stark mehr als schwach und Sinn mehr als Unsinn), so ist nicht bloß der Relativist sondern auch der Pessimist im Unrecht. Er gleicht dem Mutlosen, der die Flinte ins Korn wirft und damit nichts gewinnt, sondern mit der Flinte noch das Korn verliert. Denn mit dem Verlust des Sinnes verliert er auch das Leben, nämlich jedes Leben. Du knurrender Meister des Pessimismus, war es nicht die flammende Liebe deines Willens, was dich zäh dein Lebenswerk gestalten ließ? Diese Liebe, diesen Willen (denn Liebe und Wille sind eins, wie Unwille und Haß) konntest und wolltest du nicht verneinen. Die echte Liebe, der echte Wille, das Leben kann sich nicht selbst hassen, denn Leben als Ganzes ist Sinn, Nicht-Leben Un-Sinn. Wille zum Sinn, Wille zum Leben ist Gestaltung mit ihrer Mühe. Der Mensch gleicht dem Schwimmer, der mutig und stark dauernd den Sinn nach oben wach hält, den Sinn gegen das Untergehen, gegen den Verlust des Sinnes. Denn nicht Sterben und Tod ist Untergehen, sondern das Sinnlos-Werden.

Einzig der Wille nach „oben" ist sinnvoll, nach unten sinnleer. Nur im Willen zum Schönen wirkt die Schönheit, nur im Willen zum Wahr-Sein die Wahrheit, nur im Willen zum Frei-Sein die Freiheit. All dies ist Wille zum Werden, zur Gestaltung, und darin liegt die gesamte Sittlichkeit und Moral. — Wieder rufe ich den großen Künstler zum Zeugen an. Welcher Sorgfalt, welcher Geduld, welchen Taktes, welcher Energie bedarf es, um jeder Farbe gerecht zu werden, jeder den ihr zukommenden Dienst und Wert im Bilde zu geben, oder jedem Ton in der Musik — und welch unermüdlicher Gewissenhaftigkeit für die Wahrheit der Gestaltung, welch ein Horchen auf die Stimme des Lichtes und der Kraft, auf den Gott der Schönheit und der Hoheit!

Dies alles gilt auch für jede andere Gestaltung. Es gilt für das Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk. Die solcher Gestaltung innewohnende Sorgfalt, Umsicht, Hilfsbereitschaft, Zartheit und Strenge, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Ritterlichkeit, all dieser „gute Wille" ist die volle Sittlichkeit von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, und ist darüber hinaus als die Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht für die Höhe der Gestaltung die höhere Sittlichkeit, die Moral, die opfer- und kampfbereite Bindung an die Gottheit des Lichtes und der Kraft, viel höher noch als die Rücksicht auf die Menschen. Was beim Künstler das unbeugsame Gewissen für die Schönheit ist, das ist hier das Gewissen für die Wahrheit, welche auch die Schönheit in sich einschließt. — Das Gewissen! —

Echtes unverfälschtes Gewissen ist nur möglich bei echtem Gottesbegriff. Wie es nur eine Wahrheit, nur eine Gottheit geben kann, gibt es nur diesen einen Quell echten Gewissens. Was heute die Menschen als „Gewissen" auf sich wirken lassen, ist ein Mischmasch aus Forderungen von Religionen, Kirchen, Erziehern, Gebräuchen und Büchern. Lange Jahre wird es dauern, bis unter solchem Schutt das echte Gewissen durchzubrechen vermag. Niemand kann für des Andern Gewissen sprechen. Der Weise kann ihm nur helfen, frei und feinhörig für dessen Erwachen zu werden. Der Uebertritt von der Kindheit zur geistigen Mündigkeit darf nicht länger darin bestehen, daß man den Herangewachsenen eidlich und lebenslänglich an jenes angelernte „Gewissen" kettet, das man ihm für die Zeit seiner Unselbständigkeit leihen mußte. Die Freigabe vom Gängelband der Kindheit muß darin bestehen, daß der Mündige zur Selbständigkeit, zur Unmittelbarkeit seines ihm ureigenen Gewissens (und nur diesem verantwortlich) frei gegeben wird.

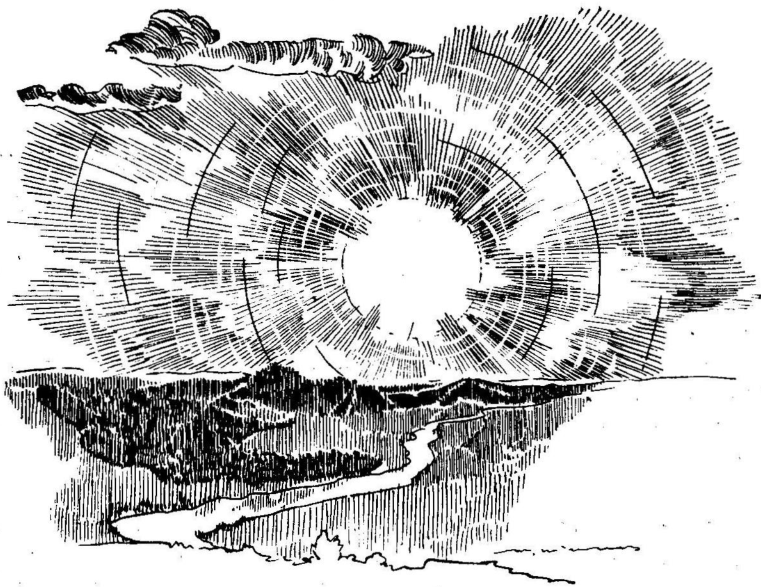
Wenn endlich die menschlich schillernden, von Kirchenleuten konstruierten, als Glaube verbreiteten und aufgezwungenen Gottesvorstellungen und ihre angemaßten Gottesworte dem schlichten, einfachen Wissen von der Gottheit als dem höchsten Leben werden weichen müssen, dann wird es genügen, den jungen Menschen in die Freiheit und oberste Bindung zu führen mit den Worten: „Laßt Licht, Licht in deinem Herzen sprechen und Kraft, gesunde Kraft deine Seele schwellen. Das ist dein Gewissen, von ihm empfängst du das Licht und die Kraft für die Entschlüsse und Werke, die dir zukommen."

Gestaltung — ist das leise Mahnen in deiner Seele. Gestaltung deiner selbst zum edeln, ritterlichen Menschen. Gestaltung — ist der Posaunenschall durch Himmel und Erde, ist der Donnerruf der Gottheit, welcher zuweilen Völker und die ganze Menschheit erzittern läßt, nämlich dann, wenn sie anders als durch Revolution sich nicht durchzusetzen vermag. — Aus seinem Reichtum stellt das Leben die Rassen und Völker, sie wohl unterscheidend, nebeneinander und zwingt sie, sich zu bewähren in Selbstgestaltung und Gestaltung ihrer Gegenseitigkeit. Gestaltung eines Volkes oder einer Rasse, welch hohe Aufgabe, welch herrlicher Ernst! Welch ein Verbrechen, ein Volk zu verderben! Gestalten heißt, nach heiligstem Gewissen die dem Chaos zuneigenden Kräfte lichtvoll zu lenken, die der Schwäche zuneigende Form kraftvoll zu reformieren. Nie aber ist Gestalten ein Gleichmachen, ein Vermischen und Versalben. Das große Leben fordert Verschiedenheit und damit das Streben nach Reinheit der Farben, der Töne, der Formen, der Menschen, der Völker und der Rassen, auf daß es nicht in schmutzigem Grau erlösche; denn kraftvolles, farbenfrohes Licht ist das Leben allen Lebens — und seine Gabe (jedem Einzelnen und jedem Volk) das Vor-Bild, die Vor-Tat! Kraft und Licht meint letzlich den lebens-innigen Weisen und Helden in Einem.

Wo ist die Religion, wo die Kirche dieser klar wißbaren und deshalb gewissen Gottheit? Ein wenig in allen Menschen, soweit eben vom Irrtum nicht verdrängt. Beides kann künftig, wenn der Schutt der Zeiten weggeräumt und Irrtümer und Macht der auf sie gegründeten Institutionen überwunden sind, ganz und herrlich werden.

Die obersten Priester dieser Religion sind Jene, welche der über Raum und Zeit erhabene, all-eine Geist des Lebens begnadet mit seiner Eingebung und mit der Kunst, ihr Ausdruck zu geben in Wort, Ton, Bild und Vor-Bild. Ihre Kirche ist erst im Werden begriffen und harrt der Entwicklung.

Ein schüchterner Anfang ward gemacht in der Schreckenszeit der Bombardierungen, als die üblichen Priesterworte sogar Frauen und Kindern wie Hohn in den Ohren klingen mußten. Damals hörte man jeden Sonntag zu bestimmter Stunde über den Aether ein wundervoll geweihtes Programm ergreifender Dichtung, eingerahmt von heiligster Musik, wie erhabene, weihevolle Deutung des Weltgeschehens, wie der Chor der griechischen Tragödie. Kein redlicher Hörer konnte sich dieser dogmenfreien, heiligen Mahnung und Stärkung entziehen. — Und so könnte — zur Bekämpfung der schweren Krankheit unserer Zeit — jedes der Völker in Weihestunden seine eigenen höchsten Könige des Geistes und der Seele zu sich sprechen lassen, denn durch all dieses schwingt eine gemeinsame, allverständliche, den edeln Kampf bejahende, doch, darüber hinaus, allversöhnende Sprache — die hinreißende Symphonie der Gottheit.



DIETER VOLLMER:

ANTE CHRISTUM NATUM

Wir haben uns, bzw. man hat uns im Laufe der Jahrhunderte so daran gewöhnt, daß das Christentum die Religion schlechthin und besonders eben für uns die einzig in Betracht kommende Form der Religiosität sei, daß es nun beträchtliche Schwierigkeiten macht, uns eine Zeit vor Augen zu rufen, in der es noch kein Christentum gab. Auch sind unsere Vorstellungen von dem, was eine Religion sei, sehr eng und begrenzt geworden. Darum soll hier zunächst eine Art Entwicklungsgesetz aller Religiosität in bewußt überspitzter Formulierung gebracht werden, um zum Widerspruch und damit zum Nachdenken anzuregen: In dem Augenblick, da ein Mensch religiös wird, hört er auf, fromm zu sein, in dem Augenblick, da er kirchlich wird, hört er auf, religiös zu sein. Mit anderen Worten: zur ursprünglichen Lebenshaltung des noch unzivilisierten Menschen gehört eine fast noch unbewußte Frömmigkeit, eine allgemeine Ehrfurcht vor den höheren Gewalten in und außerhalb des eigenen Ich, in der aber die wesentlichen Charakterzüge des betreffenden Menschentyps auf das deutlichste zum Ausdruck kommen. Je bewußter dann diese Frömmigkeit wird, je mehr sie sich in Worte fassen, in rituellen Handlungen (anstatt im Leben selbst) ausdrücken läßt, je mehr sie also zur Religion wird, desto weniger steigt sie noch aus letzten Tiefen des menschlichen Wesens, desto weniger ist sie vom Charakter der „Gläubigen" geprägt. Wenn sich aber erst — meist nach dem Tode eines großen Verkünders — beamtete Funktionäre dieser Religion bemächtigen, die sich zwischen Mensch und Gottheit stellen und die Organisation einer Kirche errichten, dann geht es nicht mehr um das Heil der Menschen, sondern um Macht über die Menschen.

Die Völker, die in der Bronze- und frühen Eisenzeit Mittel- und Nordeuropa bewohnten, waren fromm — auf ihre Art. Als sie später — teils freiwillig, teils gezwungen — das Christentum annahmen, da hatte ihre eigene Frömmigkeit schon alle die oben dargestellten Stufen durchlaufen und war zu einem Formalismus erstarrt, der keinen Grund mehr hatte, sich gegen die ebenso formale Dogmatik des Christentums im neunten und zehnten Jahrhundert aufzulehnen. Aber wie in jedem Volk neben den ganz von der Zivilisation geprägten Intellektuellen auch immer noch viele ursprünglich gebliebene, schlichte natürliche Menschen leben, die sich von Instinkt und Gemüt leiten lassen, so bricht auch die alte, fromme Ehrfurcht immer wieder durch die späte Dogmatik und durch alles Fremde, Angenommene hindurch.

Auch die tiefe Lebensfrömmigkeit unserer bronzezeitlichen Vorfahren lebt bis auf den heutigen Tag, in den mannigfaltigsten Verkleidungen, am offensichtlichsten natürlich in der Jugend, die ja in zwei Jahrzehnten den ganzen geistigen Entwicklungsgang ihres Volkes wiederholt. Wir erkennen sie in der Haltung des Rittertums, in der Mystik, in der Romantik. Von diesen späten Durchbrüchen und aus unserem eigenen Empfinden, aus den spärlich erhaltenen Quellen sowie endlich aus Vergleichen mit der Religiosität anderer Völker der indogermanischen Sprachenfamilie können wir auf die Urform unserer eigenen Frömmigkeit schließen. Aber das ist kein Arbeitsgebiet der exakten Forschung, denn es erfordert immer von neuem ein Sichversenken in das eigene Gemüt, immer von neuem den Versuch, alles Erlernte, Angenommene abzuschalten. Die Gestalten der Brüder Grimm sind ein leuchtendes Beispiel auf diesem Wege.

Es ist richtig, daß die uns übermittelten germanischen Göttergestalten ausgesprochene Naturgötter sind, zu denen man ein beinahe kameradschaftlich zu nennendes, von vollkommenem Vertrauen getragenes Verhältnis empfand. Aber sie waren ja keineswegs die letzte Instanz! Götter, Riesen und Menschen wußte man gemeinsam einem Höheren unterworfen, einem vollkommen unbeeinflußbaren, gesetzmäßigen Ablauf, den man am treffendsten vielleicht mit dem Wort Schicksal umreißen kann (parallel zur griechischen μοιςα).

Zu diesem Schicksal, das manchmal durch die drei Nornen (Parzen) mit ihrer zeitlich gegliederten Wirksamkeit (Urd, Werdandi, Skuld) verkörpert wird, die ihrerseits in Shakespeares Hexenszenen einen großartigen Nachhall gefunden haben, hat der einzelne keine Verbindung. Kein Gebet, kein Opfer erreicht es. Es vollzieht sich in unerreichbarer Höhe. Man kann sich ihm unterwerfen als einem Fluch, man kann sich ihm widersetzen in wütendem Trotz, ohne doch seinen Lauf im geringsten zu ändern, und — man kann sich ihm a n v e r t r a u e n in innerer Freiheit! Man kann die Notwendigkeit bejahen, ernst oder freudig, aber frei, wenn man sie nicht als Willkür sondern als Ordnung erkennt, oder besser gesagt: wenn man die Ordnung, die man in sich selber trägt, aus sich herausprojiziert in das große Geschehen, und sie d a n n tausendfältig beobachtet im Gang der Gestirne, im Wachstum von Kristall, Pflanze und Tier. Dämonenfurcht, die Quelle so vieler anderer Natur-Religionen, kann ja nur aus innerem Chaos entstehen, aus Unfähigkeit, die Ordnung zu erkennen. Die Ordnung im All

erschließt sich nur der geordneten Schau. Hier hat alle abendländische Wissenschaft ihre eigentliche Wurzel!

Welch ein Vertrauen gehört dazu, in kleinem Boot sich aufs Weltmeer zu wagen und nach den Sternen zu orientieren! Eben dieses große Vertrauen in die Sinnerfülltheit, in die Zuverlässigkeit des Geschehens gewährt jene innere Freiheit, ja zu sagen zum Schicksal bei all seiner Härte und Unerbittlichkeit, wie man zu einem ehrlichen Feind ja sagen kann, dem man auf einsamer Insel im Zweikampf, im „Holmgang" begegnet.

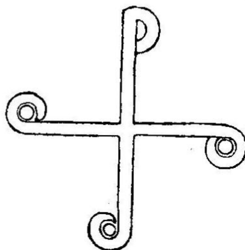
Die gleiche innere Freiheit ist es auch, die dem einzelnen soviel Eigenraum, soviel Bewegungsfreiheit und Abstand vom Mitmenschen gestattet, trotz der engen Verflochtenheit in den Sippenverband. Das ist auch eins der großen Geheimnisse in der Lebens- und Empfindungsweise unserer Ahnen, daß der einzelne so viel selbständiger handeln konnte als heute irgend ein Mensch, obgleich er doch als einzelner eigentlich gar nicht existierte, sondern nur ein Glied am Körper der Großfamilie, der Sippe war, von der allein er Heil und Frieden empfangen konnte. Wir müssen versuchen, diesen scheinbaren Widerspruch zu durchschauen, den inneren Zusammenhang zu erkennen. Die Sippe ist eben eine grundsätzlich andere Art von Gemeinschaft als alles, was wir heute an „Gemeinschaften" kennen. Sie hebt den einzelnen nicht auf, sondern bestärkt ihn in seinem eigenen Wesen um so mehr, je mehr er in ihr aufgeht, je mehr er an ihrem „Frieden" teil hat. Der Verstoßene, Friedlose wird auch „unstet", unsicher in sich selbst. Die Geborgenheit der Sippe, einschließlich aller harten Pflichten, die sich aus ihr ergeben, ist der eigenständigen Persönlichkeit nicht abträglich, sondern förderlich. Sie ist der seelische Wurzelgrund, aus dem die Persönlichkeit sich entfaltet. So gehören ja auch die Einzelgötter, die mit Namen genannt, die verehrt, angerufen und durch Opferungen gefeiert werden, gewissermaßen zur Sippe. Sie stehen ganz am Anfang als die großen Führer und Ahnen, von denen die Königssippen sich herleiten, und von ihnen strahlt Götter-Heil (Hamingja) aus.

Nicolai hat im Juni-Heft dieser Zeitschrift von der ursprünglichen Bedeutung des Rechtsbegriffes berichtet, von dem Recht, das jedem Stand, jeder Persönlichkeit e i g e n t ü m l i c h war, bevor das allgemeinverbindliche, abstrakte Recht dem Kommunismus den Weg bereitete. Dieses persönliche Recht, das dem einzelnen oder dem Stand anhaftet, geht noch direkt auf den Heils-Begriff zurück, ohne dessen eingehende Deutung und Durchleuchtung uns die alte Frömmigkeit wohl unverständlich geblieben wäre. Der Däne Grönbech hat sich das unschätzbare Verdienst erworben, diesen Zentralbegriff unanfechtbar und überzeugend erschaut und erklärt zu haben. Das persönliche Heil ist eine Kraft, die Gesundheit, Können, besondere Fähigkeiten, subjektiven Erfolg und das Fluidum des Führers umschließt. Es ist gewissermaßen die Lebenskraft selbst, die sich in den Göttern göttlich, in den Königen königlich, in den Kriegern kämpferisch und in den Künstlern und Erfindern erfinderisch manifestiert. Aber nur der ganze (ungespaltene), der heile Mensch ist dieses Heils teilhaftig. Es stimmt weitgehend mit dem Seelen-Begriff unserer heutigen Tiefen-Psychologie überein. Und wenn Marais in seinem wahrhaft frommen, lebensfrommen Buch von der „Seele der weißen Ameise" die Gleichung findet: Seele ist gleich

Leben, dann rundet sich damit auch für uns der Begriff der hamingja zu einem Ganzen.

Nur der heile Mensch l e b t wirklich. Heil ist aber nur, wer mit sich selbst und mit der Sippe in Frieden lebt. Und Frieden hat nur der Mensch mit unverletzter Ehre. Frieden und Ehre sind beinahe ein und dasselbe. Wer ehrlos handelte, war sofort friedlos. Er hörte auf, wirklich zu leben. Sein Frieden und der Friede seiner Sippe konnten nur durch seinen Tod wiederhergestellt werden. Und wessen Ehre durch andere verletzt wurde (es war eine Verletzung der Seele!), der mußte seinen Frieden wiederherstellen, indem er auf Tod und Leben mit dem Beleidiger kämpfte. Nur durch das Gottesurteil des Zweikampfes konnte er Ehre, Frieden, Heil, Seele und Leben zurückgewinnen. Auch wenn er fiel, lebte er dennoch weiter, im Gegensatz zu dem Ehrlosen, der schon tot war, wenn er auch körperlich noch lebte. Dieser Zweikampf um Ehre und Frieden war Gottesdienst im höchsten Sinne des Wortes, erhob das Leben auf eine höhere Ebene, heute würden wir sagen: bedeutete Gemeinschaft mit Gott. Er lebt im Schwerttanz weiter, als Erinnerung an das Feierliche, Zeremonielle, aus dem Alltag Gehobene.

Ist es notwendig, noch hinzuzufügen, daß einer solchen Lebensschau der äußere, objektive Erfolg fast gleichgültig bleiben mußte, daß Lohn und Strafe bedeutungslose Begriffe ohne praktischen Einfluß auf die Handlungsweise, daß eben einzig und allein die Bewährung der Haltung, die Treue gegen sich selbst maßgebend waren? Ein letzter Abglanz dieser hohen Schau liegt noch auf Luthers Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“



Die Schlußvignette ist eine getreue Nachzeichnung des ältesten Fundes des indogermanischen Heilszeichens um 1500 vor Chr. (Felsritzung von TUNGE, BOHUSLÄN)

ANTON W. BOEHM:

Der Buddhismus



Die ruhevoll lächelnden Buddhafiguren stellen keine Gottheit dar, sondern Gautama, den Begründer der „wahren Lehre", einem um 560 v. Ch. in Kapilavastu, der Hauptstadt eines Kleinstaates an den Hängen des Himalaya, geborenen Prinzen, der seine Jugend in Sorglosigkeit, Reichtum und jenen Genüssen verlebte, wie sie die Stellung des Sohnes eines indischen Herrschers zu bieten vermag.

Als er sein 29. Lebensjahr erreicht hatte, erkannte er die Hinfälligkeit alles Irdischen und beschloß, als Asket zu leben. Sechs Jahre lang rang er mit sich um die Erkenntnis des Sinnes alles Seins, bis ihm in Uruvela die Erleuchtung zuteil wurde, nach der er den Beinamen Buddha führt, d. i. der Erleuchtete. Danach zog er nach Benares, wo er mit der Verkündigung seiner Lehre begann, „das Rad der Lehre zum ersten Male drehte". Seine Lehrtätigkeit setzte er bis zu seinem 80. Lebensjahre fort, indem er zu Fuß das nordöstliche Indien durchzog. Um 480 v. Ch. starb er.

Seine Lehre wurde zunächst von seinen Jüngern mündlich überliefert, dann schriftlich niedergelegt und aus der Ursprache — wahrscheinlich dem Dialekte der Landschaft Magadha — in das Sanskrit, das Pali und andere Mundarten übersetzt. Der im Pali abgefaßte Text gilt als die authentische Tradition der Buddha-Lehre.

Die überlieferten Gottheiten der Inder hat Buddha nicht gestürzt — wie ja Toleranz überhaupt ein Grundzug seiner Lehre ist — sondern ihnen jenen Platz in seinem Religionsgebäude angewiesen, wie er Buddhas Anschauungen von Welt, Raum und Zeit, von der Weltgeschichte und dem Weltgesetze entspricht. Alle zu seiner Zeit bestehenden Meinungen über die Ausdehnung der Welt hat Buddha verworfen und erklärt, daß dem menschlichen Verstande die Beantwortung dieser Fragen verschlossen, andererseits eine Antwort zur Führung eines vollkommenen Lebens auch nicht nötig sei.

Dagegen hat der Erleuchtete zahllose Weltsysteme im unendlichen Raum angenommen und sie — allerdings fern von den Erkenntnissen der heliozentrischen Astronomie — in mythischer Form beschrieben: inmitten jeder der unzählbaren Welten eine kreisförmige Erde, in ihrer Mitte der Berg Meru, auf ihr wohnend Götter, Menschen, Tiere, Gespenster und Dämonen, unter ihrer Oberfläche die Höllen, in denen Verdammte lange, aber keine ewigen Strafen zu erleiden haben, auf und über dem Berg Meru die Götter, und die höchsten Götter in körperlosem Zustande in einer darüber liegenden höchsten Region, unmeßbare Zeiträume in nach innen gekehrter Betrachtung verbringend.

Entgegen den Lehren seiner Zeit — einerseits, daß die Welt ewig und unvergänglich, andererseits, daß sie von Gott erschaffen sei und von ihm wieder ausgelöscht werde — lehrte Buddha, daß in der Welt ein unpersönliches Gesetz herrsche, dem alles Weltgeschehen und auch die Götter unterworfen sind. Jede Welt ist nach Buddhas Lehre aus den Resten einer untergegangenen Welt entstanden. Keine Welt kann restlos untergehen. In ihr geborene Kräfte bleiben in einem gewissermaßen metaphysischen Kraftfelde erhalten und zeugen eine neue Welt. Die buddhistischen Lehrer unterscheiden vier Epochen (asankhyeya) einer solchen Weltwerdung, von denen jede einen unmeßbar langen Zeitraum währt.

Die erste Epoche nimmt die Vernichtung der alten Welt durch die Elemente ein, so daß in der zweiten ein leerer Raum da ist, in dem nur die Karmas aller Lebewesen weben; das Karma, das als die Summe der guten und bösen Taten eines Lebewesens zu verstehen ist, zeugt in der dritten Epoche den Wind, die Luft und nach und nach entsteht dann die neue Welt, die sich allmählich mit den Wesen füllt, die die Zwischenzeit in den obersten Regionen zugebracht haben und nun ihre neue Inkarnation erleben. Damit beginnt das 4. Asankhyeya, an dessen Anfang die Menschen wie im Paradiese des Alten Testaments leben, dann aber der Begierde und Lastern verfallen, die die Errichtung gesellschaftlicher Organisationen mit Gesetzen und Strafen nötig machen, die jedoch die zunehmende Schlechtigkeit der Menschen nicht verhindern können, was Seuchen und Kriege und schließlich einen großen Krieg aller gegen alle zur Folge hat, aus dem sich nur wenige durch die Flucht in die Wälder retten; diese wenigen beginnen ein neues gebessertes Leben, was im Laufe vieler Jahrtausende zu einem Anstieg führt, auf den neuerlich ein Verfall folgt, den nach Absinken auf das niederste Niveau wieder ein Anstieg ablöst, bis dieses krisenhafte Auf und Ab menschlicher Kulturperioden nach Erreichen höchster sittlicher Reife in den Weltuntergang mündet. Damit ist die eine Welt untergegangen und wird zum Baustoff einer neuen.

Das Ende reicht dem neuen Anfang die Hand in einer unübersehbaren Kette von Weltsterben und Weltwerden, in einer kosmischen Schau des ewigen „Stirb und werde!", in der Untertänigkeit unter das unpersönliche, unerbittliche Weltengesetz, dem alles unterworfen ist, auch Brahma, der damals von den meisten Indern als höchster Gott verehrt wurde, der nach Buddha wohl als Herrscher über tausend Welten zu denken ist — doch es gibt viele tausend mal tausend Welten, über denen Gottheiten von noch viel größerer Vollkommenheit thronen. Danach sind die Götter nicht mehr als bloße Inhaber von Funktionen einer göttlichen Hierarchie. Man kann von ihnen durch Gebete Hilfe in irdischen Dingen erreichen, sie haben aber nicht die Macht, das im Menschen durch sein Karma — das er bei seiner Geburt von dem Wesen empfängt, das in ihm wiedergeboren wird — begründete Schicksal auch nur im geringsten zu ändern.

Die Vorstellung eines solchen, allein die Welt schöpfenden und regierenden Gottes, wie sie auch den westlichen Weltreligionen eigen ist, wird

von Buddha abgelehnt, weil die Existenz schlechter Menschen, von Leid, Uebel, Laster und Schmerz mit dem Wirken eines allgütigen, allwissenden und allmächtigen höchsten Wesens nicht in Einklang zu bringen sind — würden doch die Menschen sonst durch Gottes Schöpfungsakt schon als Verbrecher geboren. Daher hat Buddha sich für ein gnadenloses, unbarmherzig waltendes Weltengesetz entschieden, nach dem sich Wandel der Welten, Vergehen und Werden, Sterben und Wiedergeborenwerden aller Wesen in der Kausalität des Karmas ereignen, jener Summe von guten und bösen Taten, die mit dem Tode eines Wesens nicht aus der Welt kommt, sondern so lange ihre Wiedergeburt findet, bis einem Wesen die Reinigung von allen bösen Bestandteilen des Karmas gelingt und damit das Nirwana erlangt wird, jener währende Zustand der Erlösung und Befreiung, aus dem es keine Wiedergeburt mehr gibt. Da aber die Lebewesen, die Träger eines Karmas sind, unzählbar existieren, ist eine gänzliche Auflösung des Weltalls im Nirwana ausgeschlossen, auch wenn es noch so vielen Menschen gelänge, das Nirwana zu erreichen. So sind der immerwährende Fluß und Wandel im unmeßbaren Raum und in der unbegrenzbaren Zeit gewährleistet, spielen sich in den unzähligen Welten gleichzeitig die verschiedenen Epochen ab, gibt es hier einen Aufstieg zum Guten, dort einen Niedergang zum Bösen und es schreiten der Gang der Welten und die Geschichte der Menschheit, wie auch aller anderen Wesen, nicht auf ein bestimmtes Ziel zu, sondern verlaufen ohne jeden Sinn in ewiger Bewegung zwischen Werden und Entwerden — oder besser noch, gerade dieser wandelnde Ablauf ist der Sinn des Weltgeschehens. Ja, selbst von seiner eigenen Lehre sagt Buddha schon, daß sie nicht ewig bestehen, sondern der Veränderung und schließlich der Vergessenheit anheimfallen werde, so wie sie ja vor seinem Wirken unbekannt war. Freilich würden der Menschheit auch dann wieder nach Epochen der Finsternis andere Menschen das Licht der Wahrheit in neuer Form bringen. Unter demselben Blickwinkel des Vergehens und Werdens sieht Buddha alle gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen.

Die Lehre vom Karma, das dem Menschen (und jedem Lebewesen) bei seiner Geburt, die ja eine Wiedergeburt darstellt, zukommt, hat in buddhistischer Zeit auch andere Denker Indiens beschäftigt und insbesondere zwei philosophische Richtungen auf den Plan gerufen (die Jainas und die Vedanta), denen beiden bei sonst wesentlichen Verschiedenheiten die Vorstellung gemeinsam ist, daß das Weltgeschehen durch das Wirken einer oder mehrerer ewiger Substanzen erklärt werden könne. Unter einer Substanz verstehen sie ein Seiendes, „das durch und in sich selbst ist und nicht durch ein anderes oder an oder in einem anderen". Dem entgegen behauptet Buddha, Substanz sei nur eine zufällige Zusammensetzung von Eigenschaften und lasse sich nirgends in der Welt als etwas Selbständiges erkennen. Vielmehr fände man bei der Analyse eines Lebewesens eine Unsumme von Faktoren der verschiedensten Art, die die Existenz dieses Wesens ausmachen. Buddha nennt sie Dharmas. Der Begriff dieser Dharmas als der Daseinsfaktoren läßt sich schwer umreißen. Nach der Erklärung der Dogmatiker ist der Dharma etwas, das „Träger seiner eigenen Eigenschaften" ist. Es gibt zahllose Dharmas und sie gehören den verschie-

densten Denkbereichen an: Liebe, Krankheit, Gier, Gesetz, Farben, Atem, Reichtum, Schönheit usw.

Sie werden von Buddha in die nachfolgenden fünf Gruppen eingeteilt:
1. Rupa, das Körperliche
2. Vedana, die Gefühle von Lust und Unlust
3. Sanjna, das Vermögen, Gegenstände voneinander unterscheiden zu können und die daraus resultierenden Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe
4. Sanskara, Triebkräfte und Willensregungen
5. Vijnana, reines Bewußtsein ohne jeden Inhalt.

Die vierte Gruppe, die Sanskaras, bilden die karmischen Kräfte, welche für die Bestimmung eines neuen Daseins von entscheidender Wirkung sind. Man darf sich aber die Dharmas nicht etwa als bleibende Bestandteile eines Wesens vorstellen, sondern vielmehr als ununterbrochene, durch jedes Lebewesen hindurchziehende Ketten von Faktoren, die den Daseinsprozeß in Fluß halten. Dies gilt nicht nur für das körperliche, auch das Geistige besteht nach Buddha aus einer Vielzahl aufleuchtender und wieder verlöschender psychischer Faktoren. „Das was Geist oder Denken oder Bewußtsein heißt und was der Mensch für sein wahres, unvergängliches Selbst hält, auch dieses entsteht und vergeht in dauerndem Wechsel bei Tag und Nacht.“ Demnach gibt es für Buddha keine unsterbliche Seelensubstanz und was gemeinhin als „Seele“ oder „Selbst“ bezeichnet wird, ist für ihn nur das fließende Band vergänglicher Dharmas.

Die Lehre von der Nichtselbstigkeit, dem „Nairatmya-vada“, bildet einen Kernpunkt der Lehre Buddhas, wobei unter einem „Selbst“ keine wie immer geartete, in ihrem Wollen und Tun unabhängige Wesenheit verstanden wird. Alle Existenz ist durch etwas anderes bedingt und von etwas anderem abhängig. Dies ist der Inhalt der für den Buddhismus besonders kennzeichnenden Lehre des „Entstehens in Abhängigkeit von etwas anderem.“

„Wenn dieses ist, wird jenes. Infolge der Entstehung von diesem entsteht jenes. Wenn dieses nicht ist, wird jenes nicht — durch die Aufhebung von diesem wird jenes aufgehoben.“

In diesem Ausspruch drückt Buddha seine Kausalitätslehre vom Entstehen in Abhängigkeit aus und er nennt die Erklärung dieser Lehre die edelste Aufgabe eines Erleuchteten.

Von anderen Kausalitätstheorien unterscheidet sich die buddhistische dadurch, daß sie feststellt, nichts könne von selbst, durch ein anderes Selbst oder durch einen Zufall entstehen. Auch der Dharma ist kein Selbst und entsteht nie aus nur e i n e m Dharma, sondern nur aus dem durch keinen Dharma gehinderten Zusammenwirken mehrerer Dharmas.

Den Satz vom „Entstehen in Abhängigkeit“ hat Buddha hauptsächlich zur philosophischen Untermauerung seiner Reinkarnationslehre ausgebildet. Sie ist in einer zwölfgliedrigen Formel ausgedrückt, die den Kanon der Buddhalehre eröffnet und in ihm einige Male wiederholt wird. Inhaltlich besagt diese Formel folgendes: Nur das Wissen um die wahren Ursachen und Zusammenhänge des Daseins erlöst. Solange dieses Wissen nicht erworben und im Leben verwirklicht ist, entstehen immer wieder Willensregungen, die das Karma für ein neues Individuum schaffen. Diese Karmakräfte erlöschen beim Tode nicht, sondern gehen auf ein neugeborenes Wesen in der Form über, daß sie den Bewußtseinsstrom des gestorbenen im wiedergeborenen Wesen fortsetzen und ihrer Zusammensetzung nach guten und bösen Tagen die Qualität des neugeborenen Wesens bestimmen. Nur W i s s e n um die Wahrheit läßt keine karmabildenden Willensregungen aufkommen, nur dieses Wissen führt also das Versiegen des Bewußtseinsstromes

herbei und verhindert das Entstehen neuer karmabehafteter Wesen. Buddha selbst hat diese Lehre in folgendem Ausspruch erläutert: „Wenn ein unwissender Mensch sich betätigt und dabei eine verdienstliche oder schuldvolle karmagestaltende Triebkraft (sanskara) hervorbringt, dann ist das Bewußtsein mit Verdienst oder Schuld versehen. Wenn aber bei einem Mönch das Nichtwissen vernichtet und das Wissen entstanden ist, dann bringt er weder verdienstliche noch schuldvolle gestaltende Kräfte hervor. Dann hängt er an nichts mehr in der Welt, dürstet (begehrt) nicht mehr und erreicht das Nirwana."

Mit der Seelenwanderung anderer Konfessionen hat die Wiederverkörperungslehre nichts gemeinsam. Nicht eine unsterbliche Seele (eine Geistmonade) wandert, sondern ein durch Karmaströme gebildeter Bewußtseinsstrom verläßt das Bett des sterbenden Individuums und fließt über Gebirge und Abgründe örtlicher Distanz hinweg in ein neugeborenes Wesen, das mit dem gestorbenen weder identisch, noch aber von ihm verschieden ist. Daß sich das neue Wesen des vergangenen Lebens nicht zu erinnern vermag, wird damit erklärt, daß auch der erwachsene Mensch sich der ersten Lebenszeit, beginnend mit dem Dasein im Mutterleib nicht erinnern kann. Zudem wird behauptet, daß Buddha und andere heilige Persönlichkeiten sich ihrer vorhergehenden Lebenszeiten sehr wohl zu erinnern vermochten.

Die Lehre vom Kausalnexus im „Entstehen in Abhängigkeit" unter Zuhilfenahme des Dharma-Begriffes und die Wiederverkörperungslehre, die sich des Begriffes Karma bedient, stellen einen für das Denken der damaligen Zeit großartigen Versuch dar, eine Antwort auf die uralte Forderung des Menschen nach ausgleichender Gerechtigkeit zu geben, und sollen ihm helfen, im menschlichen Dasein einen den Gesetzen der Moral entsprechenden Sinn zu finden. Wenn nämlich ein schuldloser Mensch in seinem Leben zu leiden hat, so erfährt er aus dieser Lehre, daß er sich von den schlechten, in einem vergangenen Leben zugezogenen Karmabestandteilen säubern muß. Und wenn man, wie so oft im Leben, ansehen muß, daß ein schlechter Mensch ein kummerloses Leben in Freuden führen darf, so liegt die Erklärung darin, daß er den Lohn für verdienstvolles Tun eines vergangenen Lebens genießt und zugleich böses Karma für ein zukünftiges Leben anhäuft.

Die Lehre von den Dharmas schafft aus dem gesamten Leben ein universelles Kontinuum, in welchem Dharmaströme ohne Zahl und in unvorstellbarer Geschwindigkeit dahinfließen, sich an einzelnen Stellen verdichten und verbinden — nämlich in den Individuen, die aber (entgegen ihrem Namen) nichts Unteilbares sind, nichts von der Welt Losgelöstes, sondern nur Verdichtungen der Dharmaströme, in denen die einzelnen Dharmas vorübergehend untereinander enger verbunden sind, als mit den Dharmas der Umwelt. Es gibt also kein Selbst und kein irgendwie abgekapseltes Ich, vielmehr wäre richtiger beim Auftreten einer Begierde oder eines Gefühls zu sagen „es haßt" oder „es ekelt", wie überhaupt im sonach unwirklichen Gegensatz: „Ich" und „der Andere" der Urgrund alles Leids zu erblicken ist.

Die buddhistische Lehre vom Karma und der Wiederverkörperung läßt den gesamten Kosmos als ein Feld des ununterbrochenen Ausgleichs zwischen Gut und Böse erscheinen, da ja in der Wiederverkörperung unweigerlich der Lohn für gute und die Strafe für böse Taten eines vorhergehenden Lebens folgen. Demnach ist die Ordnung der Welt eine sittliche Ordnung.

Lohn und Strafe verdient sich jeder im vorhergehenden Leben selbst und muß daher sein Schicksal als gerecht empfinden. Mit dem Verstande kann das Karmagesetz ebenso wenig ergründet werden, wie das unerbittliche Weltengesetz und ist Glaubensgeheimnis wie dieses.

Zwar scheint in der Lehre vom Karma eine Philosophie der Determination, also der Bestimmung des Schicksals vorgeformt, dennoch lehrt Buddha, daß durch das Karma nur die äußeren Umstände einer neuen Existenz bestimmt, die die weitere Entwicklung eines Individuums treibenden Willensakte aber der freien Wahl anheimgegeben sind, womit die Verantwortlichkeit des Individuums und darüber hinaus die Pflicht zur sittlichen Vervollkommnung festgelegt sind. Buddha glaubt an die stärkere Macht des Guten, an die schließliche Ueberwindung des Bösen und damit an eine im unpersönlichen Weltengesetz enthaltene sittliche Weltordnung. Die von ihm erläuterten Sittengesetze haben daher auch Gültigkeit gegen die Angehörigen anderer Religionen und anderer Völker, denn im Wege der Wiederverkörperung kann jedermann in einem anderen Volke, einer anderen Rasse oder Konfession wiedergeboren werden. Daher auch der überaus tolerante Grundzug des Buddhismus.

Was gut, was böse ist, weiß jeder aus seinem Gewissen heraus, als der Stimme des der Welt innewohnenden Sittengesetzes. Darüber hinaus erläutern es die von aller Verblendung des sansara (des Lebens- und Weltprozesses) befreiten Erleuchteten (Buddhas). So ist ganz allgemein gut alles, was aus der Wirrsal der Sinnen- und Daseinswelt zum Nirwana führt, als der „Vernichtung von Gier, Haß und Wahn" — dem einzigen unbedingten und unabhängigen Dharma — und nicht gut, was von diesem Wege abbringt.

Die buddhistische Lehre verlangt nicht die Pflege der Tugend um ihrer selbst willen. Böses muß gemieden und Gutes getan werden, um die Läuterung des Herzens, die Befreiung von Haß, Gier und Verblendung, das „Nirwana in diesem Leben", die Heiligkeit zu erlangen. Dabei soll jeder von sich ausgehen, zuerst sich selbst läutern, dann erst soll er sich um die anderen kümmern. Das Ideal eines Menschen beschreibt Buddha mit den Worten: „Ein Weiser von großer Einsicht denkt zugleich an sein eigenes Heil, an das fremde und an das Heil der ganzen Welt."

Zur Gewinnung des Heils hat Buddha in seiner ersten öffentlichen Predigt in Benares die folgenden vier edlen Wahrheiten verkündet:

„Dies ist die edle Wahrheit vom Leiden: Geburt ist leidvoll, Altern ist leidvoll, Krankheit ist leidvoll, Sterben ist leidvoll. Mit Unlieben vereint zu sein ist leidvoll, von Lieben getrennt zu sein ist leidvoll und wenn man etwas, das man sich wünscht, nicht erlangt, auch das ist leidvoll — kurz die fünf Gruppen von Daseinsfaktoren (Dharmas), die durch den Lebenshang bedingt sind, sind leidvoll. Dies ist die edle Wahrheit von der Entstehung des Leidens. Es ist der Durst, der die Wiedergeburt hervorruft, der von Freude und Leidenschaft begleitet ist, der hier und dort seine Freude findet, der Durst nach Sinnengenuß, der Durst nach Werden, der Durst nach Entwerden.

Dies ist die edle Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: es ist dieses Durstes Aufhebung durch völlige Leidenschaftslosigkeit, das Aufgeben, Sich-Entäußern, Sich-Loslösen, Sich-Befreien von ihm. Dies ist die edle Wahrheit von dem zur Aufhebung des Leidens führenden Wege: Es ist dieser edle achtgliedrige Pfad, nämlich: rechte Anschauung, rechte Gesinnung, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Ueberdenken, rechtes Sich-Versenken".

In den letzten drei Gliedern des achtfachen Pfades tritt ein besonders charakterisierender Zug des Buddhismus hervor, nämlich die Empfehlung der Meditation, der nach innen gekehrten Betrachtung, als eines Mittels, schon in diesem Leben eine vorübergehende Loslösung von der Welt zu erlangen. Diese religiöse Uebung eignet sich nach einem Ausspruch Buddhas nur für den, der die Einsamkeit zu suchen und zu ertragen vermag, nicht für den geselligen Menschen. Von der Kontemplation theistischer Religionen unterscheidet sich die Meditation dadurch, daß sich der Kontemplierende stets mit seinem Gotte verbunden fühlt, während der meditierende Buddhist ganz allein, nur mit sich selbst ist, bis die Einsicht, daß es kein Selbst gibt, sondern nur einen Daseinsprozeß, der sich aus dem Dahinfließen der Dharmas ergibt, alle Triebe und Regungen zum Schweigen bringt und ein Zustand der Selbstentrücktheit entsteht. — In der Steigerung der Versenkung werden neun Stufen unterschieden, in der letzten Stufe, in der alles Empfinden und Unterscheiden geschwunden ist, kann ein bis zu sieben Tagen währender Yoga-Tiefschlaf eintreten.

Obwohl der Meditation eine hohe Bedeutung zukommt, ist sie keine unbedingte Voraussetzung der Heilsgewinnung. Es gibt Menschen, die für die Meditation eine natürliche Veranlagung besitzen, während sie andern gänzlich fehlt. So kann man also auch im Wege einer „trockenen" Einsicht in das Wesen der Dinge Nirwana erlangen.

Nirwana besteht zunächst im Erlöschen von Haß, Gier und Verblendung. Der erreicht es auch schon bei Lebzeiten, der das „Nichtwissen" überwunden hat. Sein Leben rollt dann nur noch im Kausalnexus des bei seiner Geburt überkommenen Karmas ab. Er wird Heiliger bei seinen Lebzeiten und verlöscht bei seinem Tode wie eine Lampe, um keine Wiedergeburt mehr zu erleben.

Ein so jenseits des menschlichen Verstandes liegender Begriff wie das Nirwana kann mit sprachlichen Mitteln nur unzureichend erklärt werden. In der buddhistischen Lehre finden sich hierfür positive wie negative Bezeichnungen: die „todlose Stätte", „das Reich des Friedens", das „jenseitige Ufer". Daß Nirwana Wonne ist, sollen schon ältere Buddhas als Gautama gelehrt haben. Die Frage, wieso dort Wonne sein könne, wo es kein Empfinden mehr gibt, wird damit beantwortet, daß die Wonne ja gerade bestehe, daß dort nichts mehr empfunden wird. Auf den Zustand eines Vollendeten im Nirwana trifft keine der folgenden vier Aussagen zu: „Er ist", „er ist nicht", „er ist und ist doch nicht", „er ist nicht und ist doch". Damit wird die völlige Unzulänglichkeit unserer Mittel zur Bestimmung des transzendenten Nirwana-Begriffes am anschaulichsten ausgedrückt.

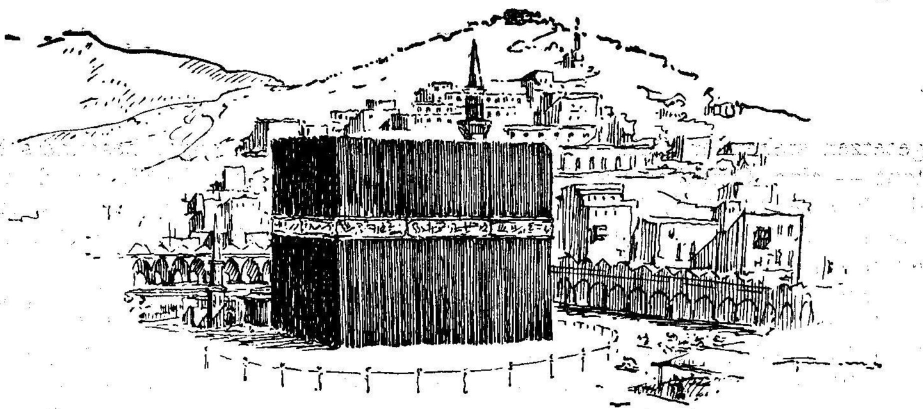
Ins Nirwana geht der Vollendete ein und mit der Beschreibung des Weges bis dorthin ist die Lehre Gautama Buddhas ans Ende gebracht. In der bisher wiedergegebenen Form erhielt sie sich bis heute in Ceylon, Birma, Kamboja, Laos und Siam und erhielt in der Folge die Bezeichnung „Das Kleine Fahrzeug" (Hinayana), während eine zweite Richtung, die nach China, Tibet, Korea und Japan vordrang, sich den Namen „Das Große Fahrzeug" (Mahayana) beilegte. Sie unterscheidet sich vom „Kleinen Fahrzeug" vor allem durch eine aktivistische Ethik, einen ausgedehnten Heiligenkult, sowie durch die Entwicklung einer monistischen Philosophie. Dem „Großen Fahrzeug" genügt die von Gautama gewiesene Selbstheiligung nicht mehr und, während ein Vollendeter nach dem „Kleinen Fahrzeug" verlöscht wie eine Lampe und daher zwar verehrt werden, aber niemand Hilfe bringen kann, ersinnt das Mahayana Konstruktionen, die einen Erleuchteten aus dem Nirwana in ein noch höheres Nirwana versetzen, wo er in gottgleicher Form wirkt und an die ihn darum Anflehenden Gnaden vergeben kann. Das „Große Fahrzeug" bildet in der Folge eine Priesterkaste aus, die in Tibet zur Anerkennung des Mahayana als Staatsreligion und zur souveränen Herrschaft der Priester führt.

Und dennoch, welche Schau! Ein Religionsgebäude, über dem kein alleinherrschender Gott steht, der alles schöpft und regiert, sondern ein unpersönliches Weltengesetz! — Kein privilegierter Globus, auf dem als auserwähltes Geschlecht von Geschöpfen eine Menschheit für ihr Tun in der Endlichkeit ewig währende Vergeltung zu erwarten hat — sondern eine unmeßbare Welt von Welten in zyklischer Wiederkehr und Wiedergeburt! Keine ewig lebende Seele, sondern Dharmaströme, die an ihren Zusammenballungen als Individuen aufleuchten und verlöschen. Nicht der rächende Gott des „Aug um Auge, Zahn um Zahn", sondern ein der Weltordnung innewohnendes Sittengesetz.

Solche Schau und eine solche zeitliche Fernwirkung lassen sich aus der buddhistischen Lehre ableiten. Aber sollte uns nicht das erhabene Sittengesetz voll Humanität und Toleranz allein genügen, um dem Vermächtnis des Ariers Gautama Buddha höchste Verehrung darzubringen?



Obige Zeichnung stellt dar: den Eingang des Gautama ins Nirwana unter dem Heiligen Baum in Benares.



ACHMED ABDUR RAHMAN:

Der Islam

Unter den großen Weltreligionen ist der Islam zeitlich die jüngste. Andererseits greift er am weitesten in die Vergangenheit zurück, denn er will nicht eine neue Religion sein, sondern lediglich die höchste und endgültige Form der seit den Anfängen der Menschheit bestehenden Urreligion. Darum verurteilt und verwirft er auch die ihm vorhergehenden Religionen und die zeitlich ihm gleichgeordneten Religionen nicht als „blindes Heidentum", sondern sieht in ihnen Spätformen, zum Teil entartet und verwirrt, von alten Offenbarungen, die Gott einst durch seine Propheten und Gesandten den Menschen gegeben hat. In diesem Sinne spricht er wohl von 124.000 Propheten, von denen 313 „Gesandte Gottes" waren, die ihm voraus gegangen sind. Im Unterschied zum Christentum, das mindestens in seiner strengen Ausprägung, auch die großen Weisen und religiösen Denker der Vorzeit verwerfen muß, kann der Islam in ihnen seine Vorläufer sehen. Grundsätzlich wird so auch die religiöse Ueberlieferung keines Volkes verworfen, sondern mindestens ihre auch im Islam enthaltenen Züge anerkannt. Den Urmonotheismus, den heute erst die moderne Wissenschaft dank der glänzenden Forschungsarbeit des Pater Schmidt lehrt, hat der Islam immer gekannt. Für ihn haben schon die frühesten Menschen — belehrt durch die Offenbarung, die der Prophet Adam von Gott empfing — nur einen Gott verehrt. Alle spätere Mehrgötterei ist Verfall.

Die Betonung der Offenbarung ist dabei kennzeichnend für den Islam. Während die Religionen des alten China, der alten nordischen Völker und Indiens Gott in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung des Jahreslaufes und des Himmels erkennen und ihre „Ethik auf eine der Welt immanente sittliche Ordnung gründen" (H. v. Glasenapp: Die fünf großen Religionen, Bd. 2. S. 231) gehört der Islam, wie Christentum und Judentum, zu den Religionen, die eine einmalige Schöpfung der Welt durch einen über den Natur-

Die Kopfzeichnung stellt KAABA („Würfel") dar, das Hauptheiligtum des Islam in Mekka. Nach ihr wenden die Mohammedaner in aller Welt beim Gebet ihr Gesicht und sie ist das Ziel ihrer vorgeschriebenen Pilgerfahrt.

gesetzen stehenden Gott — dieser Zug ist beim Islam sogar besonders betont — eine Offenbarung dieses Gottes in einer geschichtlichen Stunde durch eine geschichtliche Person (Moses, Jesus, Mohammed) annehmen und der Welt ein Ende durch ein jüngstes Gericht verkünden — auch dieser letztere Zug ist wieder im Islam besonders stark betont.

Die altindische Religion (Hinduismus) mag viele Götter haben, der chinesische Taoismus und Konfuzianismus über Götter als ziemlich belanglos schweigen, die vorchristliche Religion der Germanen und Lateiner einen vielfältigen Götterhimmel „dieser Zeit“ anerkennen — hinter ihnen steht immer das dharma, ritus, rta, tao — die große Ordnung der Welt mit Sommer und Winter, Leben und Tod, Gut und Böse, die kein Mensch und auch kein Gott ändern kann. Die Offenbarungsreligionen aber beginnen mit Gott. Unter den geschichtlichen Offenbarungsreligionen ist der Islam die konsequenteste. Er hat kein „auserwähltes Volk“ für seinen Gott, wie das Judentum, und bestreitet erbittert die Trinitätslehre des Christentums, — sein Gott, Allah, ist wirklich Gott im unvergleichlichsten Sinne, ewig, weder erzeugt noch zeugt er selber, unsichtbar, gestaltlos, an keinen Ort und keine Zeit gebunden, wesenhaft verschieden von allen menschlichen Personen. Er allein ist — und was sonst ist, wirkt durch ihn. Er hat nicht nur die Welt geschaffen, sondern jede einzelne Tat wird von ihm gesetzt und gewollt — er ist der unumschränkte Herr der Welt. Er kann tun, was er will, und über ihm steht kein ewiges Gesetz und keine Ordnung der Welt, die ihn bindet. Naturgesetze kennt er nicht — sie sind seine „Gewohnheiten, er kann sie ändern“; er ist grundsätzlich der einzig Freie in der Welt. „er verzeiht, wenn er will, und bestraft, wen er will“. Gut ist eine Handlung, weil Allah sie geboten hat, böse, weil Allah sie verboten hat. Die Vorstellung Jesu von Gott als „Vater“ ist ihm gegenüber unangebracht, weil fast abstandslos — Allah ist so durch und durch göttliche Majestät, daß die Stellung des Kindes zum Vater ihm gegenüber nicht denkbar ist. Aber Allah ist auch kein „willkürlicher Tyrann“, wie ihn christliche Polemik vom Stil des schweizerischen Theologen Kellerhals kürzlich darzustellen versuchte. Er ist vielmehr seinem Wesen nach Güte und Barmherzigkeit — ein Gott, der den Menschen wohl will — in wunderbarer Schlichtheit, für das Verständnis arabischer Beduinen und Bauern berechnet.

* * *

Mohammed der Sohn des Abdallah — „über ihn das Gebet Gottes und das Heil“ wie der fromme Muslim hinzusetzt — hat, wie uns die beste Biographie über ihn von Ibn Ishâk (gest. 768), erhalten in der Bearbeitung des Ibn Hisham (gest. 834) und in den Chroniken des Tabarî, bezeugt, wirklich gelebt. Mohammeds Leben ist gut bezeugt — der Knabe aus der verarmten vornehmen Familie Hâshim der großen Adelsfamilie Koreish, als Kind verwaist, erst Hirte, dann Karawan-Baschi und schließlich Kaufmann, in glücklicher Ehe mit der wesentlich älteren Witwe Chadidscha verheiratet, wird in seinem vierzigsten Lebensjahre von religiösen Problemen gepackt. Bisher ein geistvoller Gesellschafter und Freund von Eleganz und geschmackvollem Lebensgenuß, weit gereist und wohlhabend, berührt von der christlichen Orthodoxie von Byzanz, der persischen Lehre und dem missionierenden Judentum, zieht er sich in eine Höhle in den Bergen über seiner Vater-

stadt Mekka zurück. Hier erhält er den Anruf Gottes: er soll seinem arabischen Volk, ja allen Menschen den einen Gott predigen, der allen gemeinsam ist und der ihn als seinen Gesandten aussendet. Der Eindruck dieses nächtlichen Erlebnisses, als Dschibrail (Gabriel) ihm sagt: „Mohammed, Du bist der Gesandte Gottes und ich bin Dschibrail", bleibt ihm für sein ganzes Leben. Er steht seitdem „unter Befehl", wie ein Soldat. Er muß verkünden. Es ist klar, daß seine schlichte Botschaft von dem einen Gott Allah, der die Welt geschaffen hat, dessen Willen der Mensch tun muß und der die Welt am Jüngsten Tage richten wird, in Mekka bei den verschiedenen Gruppen keinen Anklang fand: die Polytheisten, die große Mehrzahl der Bevölkerung, deren alter Sternendienst zu einer wirren Vielgötterei entartet war, fürchteten, daß die neue Lehre die Pilgerfahrten zu den Stadtheiligtümern schädigen würden; die Juden vermißten die ihnen so werte Stellung als Gottes „auserwähltes Volk" und die Christen feindeten Mohammed an, weil er, zwar Jesus als einen verehrungswürdigen Gesandten Gottes bezeichnete, aber bestritt, daß er ein Gott gewesen sei und außerdem erklärte, daß ihre Lehre durch die neue Offenbarung überholt sei, „geendet und Amen darüber gesprochen". Unter mancherlei Anfeindungen hielt sich Mohammed in Mekka, gewann aber nur geringe Leute für sich. Als 619 seine kluge, treue Gattin starb, rief ihn eine Gruppe aus der Stadt Jathrib — dem heutigen Medina —. In dieser großen Handelsstadt saßen in zwei abgeschlossenen Vierteln die großen arabischen Stämme der Auss und der Chasradj, die sich wütend bekämpften; außerdem lebten, jeder in einem ummauerten Viertel, drei jüdische Stämme in der Stadt, die diesen Streit schürten und faktisch die Stadt in der Hand hatten. Mohammed gelang es, die beiden streitenden Araberstämme durch seine gewaltige Predigt zu gewinnen und im neuen Glauben zu versöhnen. Er wollte auch die Juden gewinnen, nahm so die Qibla (Gesetzrichtung) ursprünglich nach Jerusalem und bemühte sich, ihnen seine Lehre schmackhaft zu machen. Aber sie verspotteten ihn und lehnten ihn ab, einige Juden versuchten eine brüchige Mauer, unter der er mit Gefährten saß und sprach, auf ihn herabzustürzen. Am 6. Juli 622 soll seine Auswanderung (Hedschra) von Mekka nach Medina erfolgt sein. 624 siegte er bereits über ein Heer von Mekka am Brunnen Bedr. Als ein von den Mekkanern angeworbenes Beduinenheer Medina angriff, hielt er es durch die geniale Erfindung eines Schützengrabens auf. Einer der jüdischen Stämme, der trotz eines beschworenen Bündnisses mit dem Gegner gemeinsame Sache machte, wurde aus der Stadt vertrieben. Da aber auch die anderen beiden Stämme in ihrer tiefen Feindseligkeit gegen die neue Lehre, den Islam (Salam ist „Friede",, Islam ist „friedevolle Ergebung in Gottes Willen") fortfuhren, Mordanschläge ausheckten und, nachdem auch der zweite Stamm vertrieben war, der letzte Stamm wieder mit den Feinden gemeinsame Sache gegen den „Gesandten Gottes" („Rasul l'Allahu") machte, da ließ der sonst milde Mohammed dies Stadtviertel erobern und einen Teil der Männer niedermachen. Er hatte erkannt, daß die Juden keine Religion dulden wollten, in der sie nicht die Bevorzugten Gottes sein sollten und sich auf religiösem Weg in das Heiligtum der Seele anderer Völker drängen konnten. Er wurde zum Judengegner. Die Qibla wurde jetzt nach Mekka gewandt. Noch in der ersten Sure des Korans, dieser wundervoll tiefsinnigen und schönen Anrufung, die jeder Muslim bei jedem Gebet spricht, wird

ein Unterschied gemacht zwischen den Gläubigen, die Gott „den rechten Weg führt", den Christen, die „irre gehen", und den Juden, denen „von Gott gezürnt wird".

„Im Namen Gottes, des Allerbarmers, des Allbarmherzigen,
Preis sei Gott, dem Herrn der zwei Welten
Dem Allerbarmer, dem Allbarmherzigen, dem König am Tage des Gerichtes
Dir dienen wir und zu Dir rufen um Hilfe wir.
Führe uns den rechten Pfad, den Pfad derer, denen Du gnädig bist,
Nicht derer, denen Du zürnst und nicht den Pfad der Irrenden".

630 erlagen dann seine Gegner in Mekka. Weit und breit schlossen sich nun arabische Stämme und Städte der neuen, großen und schlichten Lehre an. Die Juden in Arabien aber, die damals ganze Städte und Landschaften beherrschten, setzten ihren Kampf fort. Als zugleich religiöser und weltlicher Herrscher von Mekka belagerte Mohammed die jüdische Stadt Chaibar, die sich schließlich auf Vertrag ergab. Die reiche Jüdin Zainab richtete in ihrem Hause ein Friedensessen aus, einen „Kebâb" (mit Rosinen, Pistazien, Nüssen und Kastanien gefüllten Hammelbraten). Der Waffenträger Mohammeds, Beschr ibn Bara'a, aß eilig davon, taumelte hinaus und brach tot zusammen. Mohammed hatte nur ein Stück des Bratens auf der Zunge gehabt, erkannte den giftigen Geschmack und spie es wieder aus. Er sagte aber später oft: „Ich werde den Geschmack des Essens von Chaibar nie mehr aus dem Munde los." Er starb dann auch bald, mitten in der Vorbereitung eines Heerzuges gegen Byzanz, am 8. Juni 632 zu Medina.

* * *

Der Islam erfordert den Glauben an: 1. Gott, 2. Engel, 3. inspirierte Bücher, 4. den Tag des Gerichts, 5. Gottes Vorherbestimmung aller Dinge. Er legt seinen Gläubigen ganz bestimmte Pflichten auf: einmal im Leben das unverbrüchliche Glaubensbekenntnis zu sprechen: „Ich bezeuge, es gibt außer Gott keinen Gott und Mohammed ist der von ihm Gesandte"; das fünfmalige Gebet am Tage zu halten, im Monat Ramadan zu fasten, einmal im Leben die Wallfahrt nach Mekka zu machen (Hadj), die Armensteuer (zakât) zu geben.

Das Gebet wird in vorgeschriebener Form, eingeleitet mit der ersten, der „eröffnenden" Sure des Koran gesprochen: vor Sonnenaufgang, „wenn man gerade einen schwarzen und einen weißen Faden unterscheiden kann", nach der Mittagshöhe, vor Sonnenuntergang, nach Einbruch der Dunkelheit, in der tiefen Nacht. Jedes Gebet (salât) erfordert Waschung (wudú) der Hände bis zu den Ellenbogen, der Füße bis zu den Knien und des Gesichtes, außerdem Zähneputzen; in zahlreichen Fällen ist eine volle Körperwaschung (ghusl) vorgeschrieben. Gebetsrichtung ist in der genzen Welt Mekka. Neben den vorgeschriebenen Gebeten ist das stille Herzgebet (dhikr) empfohlen. Eine „Kirche" als Institut gibt es im Islam nicht — es ist eine Gemeindereligion mit prachtvoll soldatischen Zügen, bei der die Gläubigen in einer straffen Disziplin ihre Gebete verrichten.

Das Fasten im Ramadan ist sehr streng — den ganzen Tag, ehe der Mond am Himmel steht, darf der Muslim weder etwas essen noch trinken — dafür wird dann in der Nacht umso froher gefeiert.

Da der Ramadan-Monat auf Grund des Mondkalenders durch das ganze Jahr läuft, ist etwa die Leistung türkischer oder arabischer Bauern, die zur Erntezeit oder Bestellzeit den ganzen Tag hungernd und durstend den Ramadan streng einhalten, eine beachtliche Uebung in Disziplin und Enthaltsamkeit. Die Wallfahrt nach Mekka, die der Pilger dort vom 7. bis 10. des Monats Dhu'l Hijja vollzieht, nur mit den zwei Tüchern des ihram bekleidet, besteht im Besuch der hl. Moschee (Masdjid al haram), im Küssen des Schwarzen Steines, im Umwandeln der Kaaba, dreimal laufend und viermal



Moschee in Kairo

Muslimun beim Gebet



langsam wandelnd, im Besuch des Maqâm Ibrahim, Besteigen des Berges Safa und siebenmaliger Wanderung zum Berge Marwa (die allerdings ziemlieh dicht neben einander liegen), Besuch des Berges Arafat, Anhören einer Predigt und Weg nach Musdalifa, wo die Nacht verbracht wird, dann Steinigen der Pfeiler von Mina, die den Schaitan symbolisieren. Die Armensteuer besteht aus der gesetzlichen (zakât), die niedrig ist, aber unbedingt gegeben werden muß, und der freiwilligen (sadaqât), die Gewissenspflicht ist.

Das Verhalten des Muslim ist klar — wieder möchte man sagen, wie in einer Felddienstordnung — durch Gebote und Verbote umschrieben, wobei „Gott es euch leicht machen will, und nicht schwer“, also engherzige Tüftelei und Buchstabengerechtigkeit abgelehnt werden.

Die Quellen der Lehre sind der Korân, nämlich die Offenbarungen, die Mohammed, oft in wunderschöner, dichterischer Form, empfangen hat und die bald nach seinem Tode zusammengestellt worden sind. Daneben stehen die Hadith, d. h. die Berichte über Aussprüche und Taten Mohammeds, wie sie durch Befragung seiner alten Kampfgefährten oder von Leuten, die sie noch von den Kampfgefährten gehört hatten, festgestellt wurden. Diese Tradition (Sunna) ist in 6 Büchern enthalten, die als rechtgläubig gelten. Neben durchaus echten Berichten ist in diesen Hadith natürlich auch mancherlei Legendäres enthalten.

Die weiteren Quellen der islamischen Lehre sind die Uebereinstimmung (Idjma) der Gemeinde, d. h. die Bräuche, die immer geübt worden sind, und die Analogie (Quiyas), mittels derer erschlossen wird, was in neuen Lagen zu tun ist, die in der bisherigen Lehre nicht vorkamen. Auf dieser Grundlage hat sich eine Theologie entwickelt, die ihrerseits in vier Schulen zerfällt.

Die Unterschiede dieser Schulen sind meist rein juristischer Natur, da ja im Islam auch das Recht — Zivilrecht, Strafrecht und öffentliches Recht — enthalten ist, und stellen keine Spaltung des Islam dar.

Dagegen stellte eine gewisse Spaltung die Shi'a dar; die Schiiten vertreten die Lehre, daß Ali, Hohammeds Schwiegersohn, sein rechtmäßiger Nachfolger hätte sein müssen. Dieser rein politische Gegensatz vertiefte sich bei ihnen dahin, daß sie auch religiös andere, zumeist persische Vorstellungen aufnahmen, so die altarische Lehre vom entrückten und wiederkehrenden Herrscher. Wieder eine schon ganz am Rande des Islams stehende Gruppe sind die Khojas, deren geistlicher Führer der Aga-Khan ist. So eng aber ist dennoch der Zusammenhang der Muslime, daß der Aga Khan dennoch mehrfach Führer der Moslem League in Indien sein konnte. Gar keine „Sekte“, sondern eine Reformbewegung im Sinne einer Erneuerung des Urislam sind die Wahhabiten (gegründet von Abdul Wahhab, 1696—1787), heute repräsentiert durch das Wahhabiten-Reich des König Abdul Asis ibn as Saud.

Die Stärke des Islam ist seine klare, unangreifbare Dogmatik und seine fromme, ernste Regelung des menschlichen Lebens — seine Schwäche in der Praxis ist das Festhalten an Bräuchen, die zu den Tagen des Propheten sinnvoll waren, aber später den Erfolg hemmten.

* * *

In anderthalb Jahrhunderten haben die ersten vier „rechtgeleiteten“ Khalifen (Abu Bakr, Omar, Othman und Ali) und die Khalifen aus dem Hause der Ommayaden Syrien, Aegypten, Nordafrika, Spanien, Persien, Turkestan und große Teile Indiens erobern können. Obwohl die Araber die eroberten Länder gar nicht mit der Bekehrung zum Islam bedrängten (wodurch sie ja der Kopfsteuer (dschizja) der Ungläubigen verlustig gingen) und Christentum und Judentum duldeten, ging die christliche Bevölkerung dieser Gebiete in hellen Scharen zum Islam über, schon weil er sie wirtschaftlich längst nicht so belastete, wie die Habgier der byzantinischen

Kirche; in Indien gingen ganze Kasten, die von den hochmütigen Brahmanen niedergehalten wurden, zum Islam über. So ging auch ganz Java, schließlich das gesamte Indonesien, die schon dem Hindutum gewonnen waren, zum Islam über; alle Türkvölker Turkestans, Sibiriens und Rußlands wurden Muslime, in Afrika, Europa und geheim in China breitet sich der Islam auch heute aus. Er unterhält keine bezahlten Missionare (wenn man von der Ahmediya-Sekte absieht, die aber von vielen Muslimen als bedenklich mit englischen politischen Interessen verbunden und dogmatisch unklar abgelehnt wird), er sieht nicht einmal gern, daß der Korân übertragen wird, weil dadurch das Arabische als Sprache der Offenbarung und Verbindungsglied der Gläubigen Schaden nehmen würde — und dennoch ist er heute diejenige Religion, die wohl die stärkste Lebenskraft aufweist und die meisten Anhänger gewinnt.

Wo er Niederlagen erlitt, lag es fast nie am Wesentlichen seiner Lehre, sondern an Akzidentiellem. Nicht die Niederlage bei Tours und Poitiers — die Muslimun nennen es „bilâd ash shûhada“, „Feld der Glaubenszeugen“ — durch den fränkischen Hausmeier Karl Martell „rettete“, wie die christliche Geschichtsschreibung sagt, „Europa vor dem Islam“. Es war eine reine Zufallsangelegenheit — das arabische Heer zog nach ergebnislosem Kampf ab, weil sein Befehlshaber, Emir Abdurrahmân, gefallen war. Aber auch wenn die Muslime damals gesiegt hätten, so hätte ihre Religion das mittlere und nördliche Europa unter den damaligen Wirtschaftsverhältnissen nicht gewinnen können. Die Muslime reden sich gern ein, nur das koranische Weinverbot hätte verhindert, daß die „trunksüchtigen“ Europäer Muslime geworden wären. Das ist ein liebenswürdiger Irrtum — genau wie heute die moderne Sportjugend in Europa den Alkohol ablehnt, wäre etwas Aehnliches auch früher möglich gewesen. Viel eher ist das strenge Verbot des Schweinefleisches der Ausbreitung des Islams nach Norden hinderlich gewesen. In der Tat hat der Islam auch kaum die nördliche Grenze der Verbreitung des Oelbaumes überschritten. Das kalte und feuchte Klima Mittel- und Nordeuropas erfordert gebieterisch eine fettreiche Ernährung des Menschen. Während der ganzen geschichtlichen Zeit bis zum 19. Jahrhundert aber hatten diese Länder nur Leinöl, Bucheckernöl und Butter (von sehr wenig ertragreichen Rinderherden) — sie waren auf das Schwein als Fettlieferant einfach angewiesen. Nur kleine, sehr wohlhabende Gruppen, wie die Juden, konnten sich in diesem Klima die Ablehnung des Schweinefleisches leisten. Solange nicht durch erhöhte Buttererzeugung, Margarineproduktion und Einfuhr tropischer vegetabilischer Fette ein Ersatz des Schweinefleisches möglich wurde, verriegelte schon dieses Verbot dem Islam den Weg nach Norden. Die Beschneidung, im Koran nicht einmal vorgeschrieben, erschwerte weiter seine Ausbreitung; nur verfolgte Sekten, wie die bosnischen Bogumilen, fast erliegend unter kirchlichen Verfolgungen, schlossen sich in Europa dem Islam an und bildeten sein starkes Reduit in Bosnien und der Herzegowina.

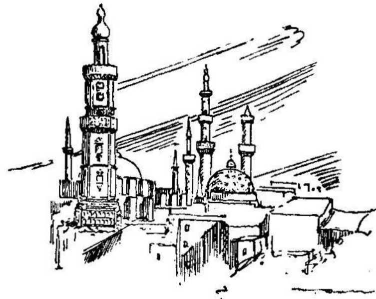
Daß nicht die schlichte Lehre Mohammeds, aber ihre Ueberlastung mit Vorschriften und Einengungen vergangener Zeit dem Islam zum Schaden wurde, zeigte die laizistische Bewegung in der Türkei unter Mustafa Kemal und sah völlig klar der große ägyptische Reformator Scheich Mohammed Abduh (1849—1905), der die Meinung verfocht, daß der auf seinen ewig wahren Grundgedanken zurückgeführte Islam sich gegen alle Angriffe sicher behaupten und den in der modernen Zeit immer mehr gottlos werdenden Menschen religiöse Rettung und Ordnung geben könne.

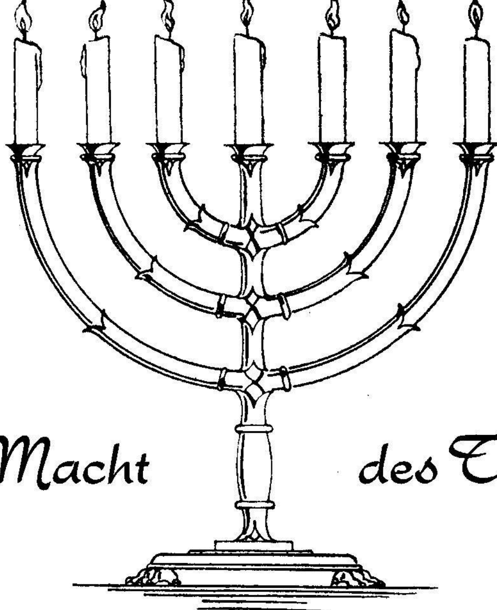
* * *

Unsere Zeit erlebte gleichzeitig die Gründung des großen indischen Muslimstaates Pakistan von 90 Millionen Menschen, die Losreißung des islamischen Indonesien mit 50 Millionen Menschen, die Selbstbefreiung der Türkei durch Mustafa Kemal, den Kampf des Arabertums mit den gewalti-

gen geschichtlichen Persönlichkeiten des Großmufti Hadj Amin al Husseini und des Generals Muhammed Naguib gegen die Herrschsucht des Weltzionismus und den britischen Imperialismus, den Freiheitskampf des nordafrikanischen Arabertums gegen die französische Herrschaft, und den seit drei Jahrzehnten immer wieder aufbrechenden Kampf der Muslime in der Sowjetunion, der Turkestaner, Aserbeidschaner, Kaukasusvölker und Tataren gegen den gottlosen Kommunismus, den tapferen Kampf Mossadeghs in Iran gegen den britischen Oelimperialismus — und gleichzeitig damit einen geistigen und wirtschaftlichen Aufschwung dieser islamischen Welt, der imponierend ist.

Während das Urböse in der Gestalt des Weltkommunismus und Wallstreets sich die Welt zu teilen versucht, während in der christlichen Welt keine Kirche offen den Kampf gegen diese beiden Mächte, die im letzten Einheit sind, führen will, steht der Islam, vertreten durch einen Mann so großer geschichtlicher Erkenntniskraft wie den Großmufti Hadj Amin al Husseini, den Präsidenten des Allislamischen Kongresses, in klarem Gegensatz zu beiden Bedrückermächten. Wenn alle kriechen vor dem „daulet esh shaitan", dem Reich des Urbösen, so wirft der Muslim sich in den Staub vor Gott, aber er kriecht nicht vor den Satanen und ihrer Macht, sondern trotzt ihnen mit der Waffe in der Faust, wirft der Islam das Banner der Freiheit auf und führt den Kampf für die unveräußerlichen Rechte der Menschen und Völker gegen den roten und den goldenen Imperialismus und gegen die, von denen geschrieben steht, daß „ihnen von Gott gezürnt wird."





Die Macht des Talmud

von BERNHARD FREY

Die Grundlagen des jüdischen religiösen Lebens sind die im zweiten, dritten und vierten Buche Mosis enthaltenen Gesetze im engeren Sinne und das gesamte Alte Testament im weiteren Sinne. Sie heißen zusammen die Tora. Früh zeigte sich, daß diese zum Teil zeitgebundenen, zum Teil schwer erklärbaren oder für den Bedarf der jüdischen Gemeinden allzu knappen Gesetze nicht ausreichten — es entstand neben ihnen eine, zuerst nur mündlich überlieferte gesetzliche Auslegung.

Rabbi Jehuda, Rabbi Meir und Rabbi Akiba haben in der Zeit zwischen 150 und 250 die ersten Zusammenfassungen dieser mündlichen Erklärungen und Lehren der „Mischna" geschaffen. Die Sprache der Mischna ist ein gegenüber dem Alten Testament modernisiertes, mit aramäischen und griechischen Wörtern durchsetztes Hebräisch. Der Ausdruck ist kurz und prägnant, für das praktische Bedürfnis der Gemeinde berechnet. Es zeigt sich eine gewisse Systematisierung, wenn auch nicht voll durchgeführt, so daß sich der Traktat über Segenssprüche und Gebete unter den landwirtschaftlichen Vorschriften findet. Die Mischna zerfällt in 6 Ordnungen (sedarim), 63 Traktate und 524 Abschnitte. Nach den Namen der Traktate wird sie zitiert. Aber — wie es bei jedem Kommentarwerk der Welt zu sein pflegt — auch die Mischna reichte bald nicht mehr aus. In den Gesetzesschulen in Babylonien (Pumbedita, Nehardea, Sura) und Palästina (Jerusalem, Jamnia, Sepphoris, Tiberias) entstand die Gemara — ähnlich wie das Corpus juris des Römischen Rechtes ist die Gemara eine Sammlung von Aussprüchen und Kommentaren, vor allem aber von rabbinischen Diskussionen zur Mischna. In Palästina entstand zu 39 Traktaten der Mischna eine Gemara. Diese palästinische Gemara ist reich an erbaulichen, oft schön dichterischen, gelegentlich auffällig faden, meist aber kulturgeschichtlich interessanten Erzählungen. Die Sprache ist teils noch hebräisch, teils schon aramäisch.

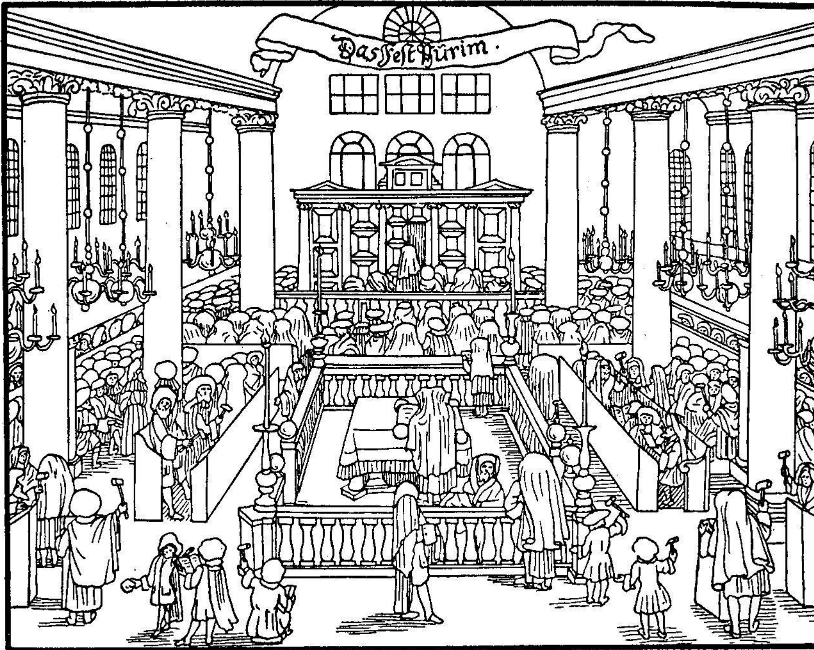
Die babylonische Gemara bietet nur zu 37 Mischnatraktaten eine Erklärung, die aber so reichhaltig ist, daß rein nach Umfang sie dreifach so groß ist wie die palästinensische Gemara. Auf diese Weise entstanden, bei ziemlich gleicher Mischna, zwei parallele Talmude: der palästinensische Talmud (Mischna plus Gemara von Palästina) und der — angesehenere — babylonische Talmud (Mischna plus babylonische Gemara). Die Sprache des babylonischen Talmud ist fast rein aramäisch. Jeder Talmud enthält also die Mischna mit ihren 6 Ordnungen und zu jedem Traktat entweder eine Gemara palästinensischer oder babylonischer oder sowohl palästinensischer Prägung; zu den Traktaten Edujjot, Kelim, Ohalot, Negaim, Para, Toharot, Mikvaot, Machschirin, Zabim, Tebuljom, Jadajim und Ukzin gibt es keine Gemara. Angehängt an den babylonischen Talmud — ähnlich wie die Apokrypghen an die christliche Bibel — sind 7 außerkanonische Traktate: Abot Rabbi Natan (Sprüche der Väter), Soferim (Schreiber), Ebel Rabbati (Trauervorschriften), Kalla (Braut, Ehe), Derek erez Rabba (großer Traktat „Lebenswandel"), Derek erez Suta (kleiner Traktat „Lebenswandel") und Perek ha schalom (Traktat vom Frieden).

Der Talmud hat dann weitere Kommentare gefunden — und jede moderne Talmudausgabe bringt auf den Mischnatraktat und die dazugehörige Gemara auf dem nach innen gerichteten Seitenrand das Kommentar des großen Rabbi Schelomo Jischaq, genannt „Raschi", und auf dem äußeren Rand der Seite das Kommentar der Schule der „Tossafisten" (12. und 13. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich, die sog. „Tossafot").

Die Aussprüche von etwa 2500 Rabbinern sind im Talmud gesammelt — das Ergebnis der geistigen Arbeit der jüdischen Elite durch mehrere Jahrhunderte — allerdings im Unterschied zu dem wohl geordneten römischen Corpus juris in einem erschreckenden Durcheinander. Dazu finden sich die widersprechendsten Aussprüche zu den gleichen Themen. In kurzer Zeit konnte auch der gesetzestreueste Jude nicht mehr sich hindurchfinden. Zuerst versuchte der Große Rabbi Maimonides (1135—1204) in Spanien in seinem Werk „Jad chasaka" (Starke Hand) eine systematische Ordnung des Talmud zu geben. Für die Praxis erfolgreicher waren die Rabbiner Josef Karo und Mausche Isserles, die im „Schulchan Aruch" (Gedeckter Tisch) in vier Teilen (Orach chajjim = Weg des Lebens; Jore dea = Lehre des Wissens; Choschen ham — mischpat = Schild des Rechtes und Eben haezer = Stein der Hilfe) das große, grundlegende Nachschlagewerk des jüdischen Rechtes und der religiösen Satzungen schufen — denn es ist ja für die jüdische Religion wesentlich, daß in ihr vor allem auch alle diejenigen Dinge enthalten sind, die bei anderen Völkern der Rechtswissenschaft angehören. Der Schulchan Aruch erschien zuerst 1564 in Venedig; er ist heute die eigentliche Grundlage des innerjüdischen Rechtslebens. Einen Auszug aus ihm, den „Kizzur" besorgte um 1880 der Rabbinatsassesor Salomo Ganzfried. Kommentare zum Schulchan Aruch gibt es zahlreich.

Aufbauend auf dem Alten Testament und den beiden Talmudschriften (der palästinensischen und der babylonischen) ist so ein riesiges Material an Kommentaren, Einzelschriften und Streitschriften entstanden.

In der Auslegung der talmudischen Bestimmungen, im scharfsinnigen „Pilpul" und in der oft ganz sophistischen Diskussion schulte sich der jü-



Oben: Das Purimfest am 13. Adar (Februar) wird alljährlich zur Erinnerung an die Ermordung von 75.000 persischen Judengegnern, unter ihnen Hamans, in der Synagoe begangen. Es ist ein Freudenfest, und beim Gottesdienst wird aus dem Buch Esther vorgelesen. Jedesmal, wenn dabei der Name Haman fällt, schreit alles los und klopft mit einem Hammer auf Bänke und Tische.

Unten: Die Beschneidung ist nicht nur das Bundeszeichen, es kommt auch kein Beschnittener in die Hölle. Die Operation findet am achten Tage nach der Geburt unter großen Feierlichkeiten statt. Der Pate sitzt mit dem Kind auf einem Stuhl, ein zweiter steht für Elias bereit. Der Mohel-Beschneider, muß neben der Klammer, die zum Fes halten der Vorhaut dient, und dem Messer lange scharfe Daumennägel haben zum Durchreißen des Präputialbändchens. Der ganze Vorgang ist genau festgesetzt und wird von zahlreichen Zeremonien und Sprüchen begleitet. (Beide Bilder nach Kirchner, entnommen dem Buch von Dr. S. Passarge über das Judentum, Lehmanns-Verlag, München 1929).



dische Geist; daß es nach der Ueberzeugung der anderen Völker unter den Juden soviel praktisch kluge, geschickte und rasch denkende Köpfe gibt (ein dummer Jude erscheint ja fast als ein Widerspruch in sich oder eine Anormalität) verdanken sie zweifellos wesentlich dem Talmudstudium. Wenn das jüdische Volk dieses eines Tages aufgibt, wird es genau so verfallen, wie etwa die englische und nordamerikanische Rechtswissenschaft, die das Corpus juris verwirft, gegenüber der französischen, italienischen und deutschen Rechtswissenschaft, die das Studium des Corpus juris noch pflegt, unterwertig und primitiv wirkt. Ueber die Staaten, Völker und Sprachen hinweg hat der Talmud und sein Studium dem Judentum eine gemeinsame Denkart und gemeinsame Sprache erhalten.

Um den Geist des Talmud zu kennzeichnen, haben Judengegner gern die zahlreichen Stellen giftigen, wütenden Hasses gegen die Nichtjuden, die er enthält, zitiert. Die Juden haben ihrerseits gern Stellen von hoher Menschlichkeit werbend herausgestellt. Beide haben Recht. Der Talmud enthält das eine wie das andere. Nur darf man bemerken, daß bei sehr vielen dieser menschlich freundlichen Stellen „des Goj nicht gedacht ist", d. h. sie sich nur auf das Verhältnis von Jude zu Jude beziehen. Andererseits sind die Stellen des Hasses gegen die Nichtjuden nur die Gipfel einer Grundtendenz, die scharf zwischen den Juden als dem auserwählten Volk und den Goyim oder Akum unterscheidet, zu denen das Verhältnis ein grundsätzlich feindliches ist. Dabei ist der Rassegedanke, den die Juden anderen Völkern so verübeln, vorherrschend: weder ein zum Judentum übergetretener Nichtjude noch dessen Nachkommen sind dem echten Blutsjuden gleichberechtigt; der „Proselyt stammt nicht von einem reinen Samen" (Sanhedrin 36 b). Die Schädigung des Nichtjuden ist geboten, wobei die Wutanfälle der Rabbiner oft erschreckend sind: „Die jüdische Gesetzeslehre sagt über die Nichtjuden: Laß keine Seele am Leben. Wenn nun ein solcher getötet werden kann, umso mehr sein Vermögen. Ein Nichtjude verdient ohne Erbarmen den Tod" (Sefer Ikkarim III, 25). — Die bindende Kraft des Talmud ist natürlich bei den Juden verschieden — von strengster Befolgung bei den orthodoxen Juden bis zur fast völligen Unkenntnis bei Menschen am Rande des Judentums — aber fehlen tut sie nie ganz, und wer den Talmud nicht kennt, wird stets das Wesen des Judentums verkennen, das mit Toleranzphrasen nicht erschöpft ist, sondern ein echtes Weltproblem darstellt.

ANTON ZISCHKA:

Was wird aus Deutschlands Kolonien?

Afrika als Europas Gemeinschaftsaufgabe Nummer eins

Auf sich alleine gestellt vermag Westeuropa nicht zu existieren. Mit dem aber, was es noch immer in Uebersee, praktisch vor allem in Afrika, besitzt, ist seine Wirtschaftskraft ebenso groß oder größer als die der USA oder des Sowjet-Blocks: Deshalb schlug die Beratende Versammlung des Straßburger Europarates ihren Ministern am 24. September 1952 vor, diese überseeischen Reserven allen Mitgliedern zugänglich zu machen und durch eine „Europäische Bank" gemeinsam zu entwickeln.

Wird das wahr werden?

Es muß wahr werden, wenn in Afrika nicht das gleiche wie in Asien geschehen soll: Entweder wir nutzen, was Europa noch an Kolonien bleibt gemeinsam, lassen die Leistungsfähigkeit darüber entscheiden, wer dieses oder jenes Unternehmen aufzieht, oder Europas Besitz geht für alle verloren. Denn die Zeiten, da der Weiße in den Augen der Eingeborenen eine moralische Ueberlegenheit besaß, sind vorbei, und ebenso die Zeiten brutaler Machtentfaltung. Das einzige, was wir noch einzusetzen haben, sind Europas Produktionskraft und seine Märkte, seine technisch-organisatorische Ueberlegenheit. Und die muß rasch eingesetzt werden, wenn es nicht für immer zu spät sein soll.

Da ist z. B. die Geheimgesellschaft „Yekombo", die sich vom Südosten Kameruns über ganz Aequatorialafrika zu verbreiten beginnt. Da sind die „Dini ya Msamba" Ugandas, die ebenso die Vertreibung der Europäer fordern wie die „Mau-Mau" Kenyas. „Mau-Mau" bedeutet in der Kikuyusprache so viel wie „was rasch getan werden muß", und gemeint ist die rasche Vertreibung der Engländer. Denn schon 1948 fragte der in England erzogene Häuptlingssohn Peter Mbiu Koinange die 4000 Teilnehmer des „Indischen Ostafrikanischen Kongresses" in Nairobi: „Was haben uns die Weißen gebracht, das von praktischem Wert für uns ist? Sie lehrten uns Diener zu sein und Bestecke auf weiße Tischtücher zu legen — aber was sollen wir damit zuhause anfangen? Sie versuchten uns zu Christen zu machen. Aber sind sie es selber?" Ganz ähnlich argumentiert der schwarzbärtige, feueräugige Kikuyu-Adelige Jomo Kenyatta, der in London Anthropologie studierte und das beste Werk über Ostafrika schrieb. Jomo — „der brennende Speer" — Kenyatta leitet die ehrbare „Kenya African Union", eine Gesellschaft zur Förderung der Negerbildung, die 135 Schulen im Busch unterhält. Aber was wird da in Wahrheit gelehrt? Die Engländer haben ihre Zweifel. Und nicht nur, weil Kenyatta im August 1952 mehr als 30 000 seiner Anhänger nach Nyeri berief und dort öffentlich den Abzug der Briten verlangte, sondern vor allem, weil er im Verdacht steht, das geheime Gehirn der „Mau-Mau" zu sein, deren Arm in die Regierungsbüros ebenso wie in den tiefsten Urwald reicht und die durch eine Art Feme herrschen.

Mit feierlichen, alten Riten waren diese „Mau-Mau" verflucht und von den Engländern verboten worden. Schwarze Ziegenböcke wurden erschlagen und neben weißen Lämmern begraben, die besten Medizinmänner aufgeboten. Aber die „Seuche" griff um sich. Jeder der schwarzen Soldaten der „Queens African Rifles", der verwundet aus Malaya heimgeschickt werden mußte, fachte sie erneut an, obwohl man tausende

verdächtige „Mau-Mau“ öffentlich auspeitschte, tausende in Kenyas Gefängnissen sitzen und Ende August per Luftfracht 375 Spezial-Hanfseile nach Nairobi gesandt wurden um den Henker zu versorgen. Die „Mau-Mau“ schießen weiter verhaßte Engländer ab, sie brennen aber vor allem die Hütten derjenigen Eingeborenen nieder, die den gegen gewisse weiße Pflanzungen verhängten Boykott ignorieren, nach wie vor für 28 Pfennig täglich arbeiten gehen.

Und diese 28 Pfennig sind in Kenya das Entscheidende, wie die 50 Pfennig Taglohn auf den Kautschukplantagen Indochinas der entscheidende Anstoß zum Kampf der Eingeborenen gegen die Kolonialmacht waren und wie unhaltbare Löhne überall in den „unterentwickelten“ Gebieten böses Blut machen. Im Bergbau Nordrhodesiens z. B., dessen Kupfer für Europa unentbehrlich ist, werden etwa 40 000 Schwarze und 5000 Weiße beschäftigt. Die Schwarzen erhalten 2 shilling täglich, zweieinhalb Pfund im Monat. Das Minimum der Weißen dagegen beträgt 100 Pfund. Frieden ist die Frucht der Gerechtigkeit. Wie aber soll es Frieden geben, wenn der Durchschnittslohn in Nigerien z. B. für Eingeborene 18 USA-Cents oder kaum 75 Pfennig im Tag beträgt, die staatliche Bergwerksverwaltung von Enugu maximal 50 £ an Eingeborene bezahlt, gleich, was sie leisten, und das ein Fünfzigstel der maximalen weißen Bezüge ist? Wie soll es Frieden geben, wenn in fast allen britischen Afrikabesitzungen der Eingeborene gewisse (besserbezahlte) Berufe nicht ausüben darf?

Blut und brennende Dörfer in Kenya also, und Blut auch im ehemals deutschen Ostafrika und im 1884 von Dr. Nachtigal unter deutschen Schutz gestellten Togo: Diese Kolonie des tropischen Westafrika, die zwischen der britischen Goldküste und dem französischen Dahomey liegt, ist nicht größer als Bayern plus Württemberg-Baden. Aber es gibt kühle, weite Ebenen, die an die Schwäbische Alb erinnern, und schöne, bewaldete Bergketten, reiche, ockergelbe und ziegelrote Felder und Boden, der für Kakao und Baumwolle geeignet ist. Sehr bald brauchte Togo keine Zuschüsse mehr, und zwischen 1902 und 1912 konnten die meisten Exporte verdreißigfacht werden. Die zu den Sudannegern gehörenden Ewe, die die Hauptbevölkerung stellen, sind kräftig, klug und fleißig. Und weil sie klug sind und die weiße Hilfe zu schätzen wußten, konnten deutsche Amtmänner wie Richard Küas in Lome mit Hilfe von 40 Mann Militärmacht regieren, kamen sie mit einem Jahresetat von 80 000 Mark aus.

Heute hat Lome, die Hauptstadt und der einzige Hafen von Togo, etwa 32 000 schwarze Einwohner. Gut 5000 davon zogen im August 1952 vor den Palast des französischen Gouverneurs Pechoux, der gerade den Besuch einer Konrollkommission der UN hatte. Die Polizei schoß scharf und es gab fünf Tote und 15 Schwerverletzte unter den Ewe.

Warum sie demonstrierten?

Manche Franzosen meinen, es sei kein Zufall daß Sylvanus Olympio, heute Leiter der „Einheits- und Freiheitspartei“ Togos bis Anfang 1952 Filialleiter der „United Africa Co.“ war, und daß deren Muttergesellschaft, der große Unilevertrust, mehr Interesse an einem „selbständigen“ schwarzen Togo als an einem französisch verwalteten weißen Togo haben könnte, in dem es mächtige französische Konkurrenten gibt. An dieser Meinung mag etwas Wahres sein, aber jedenfalls hätte Olympio keinen Anhang, wenn die Ewe nicht genau wie die Deutschen oder Koreaner fühlen und die willkürliche Zerschneidung ihrer Heimat in eine britische und eine französische

Hälfte als unerträglich betrachten würden. Da es während des ersten Weltkrieges in ganz Togo nur eine Handvoll deutscher Soldaten gab, mußten sie bekanntlich am 27. August 1914 in Atakpame kapitulieren und die Nachbarn zogen ein. Und das war so ziemlich alles, was sie taten. Zu den drei Bahnen, die die Deutschen bauten, kam nichts hinzu. Die 1904 eröffnete Landesbrücke von Lome blieb, wie sie war, ihre Kapazität überschritt auch 1950 nicht 600 Tonnen täglich, und legten 1913 in Lome 221 Schiffe an, so waren es 1950 immerhin 223. Und d a s vor allem nehmen die Ewe den Franzosen übel. D a s ist der tiefste Grund der Revolten überall in den vernachlässigten Kolonien, denn diese Nicht-Nutzung natürlicher Reichtümer verursacht ja auch die lächerlichen Löhne, dieses Nichtstun oder nicht-genug-Tun z w i n g t ja die Eingeborenen zu der Frage, was die Weißen bei ihnen zu suchen hätten.

Als der Engländer Patrick Balfour 1937 z. B. das französisch gewordene Kamerun bereiste, da sagte ihm ein alter Häuptling: „Der Deutsche kam und erklärte, er werde den Heiligen Hain unserer Vorfahren abhauen, weil eine Straße gebaut werden müsse. Wir protestierten gegen die Schändung, aber der Deutsche fällte die Bäume. Er baute die Straße und als wir sie hatten, erkannten wir, wie viel vorteilhaftere Märkte sie uns erschließt, und wir vergaßen das „Tabu". — Der Franzose kommt. Er will einen Heiligen Hain zerstören, um eine Straße zu bauen. Er zwingt u n s, die Bäume abzuhacken. Aber die Straße baut er nicht ..."

Nicht weniger typisch ist die Reaktion der Eingeborenen auf die Transportschwierigkeiten Britisch-Nigerias: In Kano verfaulten 1951—52 genau wie schon 1949—50 riesige Mengen Erdnüsse, wurden ganze Gebirge von Erdnüssen von Schädlingen gefressen, weil das Bähnchen zum Hafen Lagos nur jeden dritten Tag verkehrte, 1949 in England bestellte Lokomotiven und Ersatzteile drei Jahre später noch nicht angekommen waren. „Warum gibt es denn dann keine Oelpressen in Kano selber?", fragte ein Holländer. Die englische Verwaltung schien nicht daran gedacht zu haben. Entkernungsmaschinen? Die würden den Widerstand der Eingeborenen hervorrufen, antwortete man. Und so enthülsen sie heute genau wie 1850 die Erdnüsse (für 30 bis 40 Pfennig Taglohn) mit der Hand. Ein alter Eingeborener selber aber meinte, die Engländer seien vorsichtig mit Investitionen. „Denn sie wissen ja nicht, ob sie hierbleiben."

Und sie wissen es wirklich nicht. Denn versprachen sie nicht den Eingeborenen ihre volle Freiheit zu geben, sobald sie „reif" dazu seien? N i e m a n d in Nigeria und kein ernst zu nehmender Nationalist i r g e n d w o in Afrika w i l l diese Art Freiheit, will Steppen statt blühender Felder und n u t z l o s e Fron. Aber er verlangt täglich lauter e h r l i c h e Leistung. Er verlangt eine Verwaltung, die Schwarz u n d Weiß zugutekommt. Kein Neger wird jemals die Hand gegen Helfer wie Albert Schweitzer heben, wohl aber empören die Eingeborenen sich mit Recht gegen die U n f ä h i g k e i t, ihre reichen Ernten vor dem Verrotten zu bewahren. Wohl finden sie es empörend, daß es z. B. in Nigeria auch heute erst ein Krankenbett auf 5000 Einwohner gibt, in England aber eines für je 240 Bewohner. Wohl warnten auch in England selber Einsichtige schon 1932 vor dem „Egoismus von Ottawa", den Ausnahmezöllen, die die Versorgung der Kolonien mit billigen Verbrauchsgütern unterbinden, durch das mangelnde „incentive" wiederum die Pruduktion und damit die Löhne drücken.

Gewiß, das liegt nicht an einzelnen Engländern und Franzosen. Auch nicht an Belgiern und Portugiesen. Das liegt einfach daran, daß Afrikas Aufgaben längst zu groß für ein Einzelvolk wurden. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verfügten England und Frankreich über 8 % der Fläche und 20 % der Bevölkerung Europas. In Afrika aber kontrollierten sie 70 % der Fläche und 66 % der Bevölkerung. 1939 beherrschte England 35 Millionen Quadratkilometer, das hundertzehnfache seiner eigenen Ausdehnung, da war es sieben mal so groß geworden wie das antike Römische Reich und doppelt so groß wie das russische. Ist es da ein Wunder, daß es ihm überall an Menschen und Mitteln fehlt, um seinen Besitz zum Wohle aller zu nutzen? Daß z. B. in dem britischen Protektorat Betschuanaland, das ausgedehnter als England und Frankreich zusammengenommen ist, immer noch kaum 280 000 Afrikaner und nur 2 400 Europäer leben, obwohl seit 1910 detaillierte Bewäserungspläne vorliegen?

Schon 1936 hatte ein so eminenter britischer Fachmann wie Charles Roden Buxton vorgerechnet, daß England einfach zu klein ist, um genügend Verwaltungstalente für 60 in allen Weltteilen verstreute Besitzungen hervorzubringen, daß allein europäische Zusammenarbeit die Probleme Afrikas zu lösen vermöge. Aber heute noch ist z. B. die 1922 von Lord Milner gegründete Fachhochschule für Tropische Landwirtschaft in Trinidad die einzige derartige Anstalt des Empire. Das 1902 gegründete, große Versuchsinstitut in Amani, Deutsch-Ostafrika, wie der Botanische Garten und die Tropenschule von Victoria in Kamerun verfielen, und so erhielten im Durchschnitt der Jahre 1945—50 nur mehr je acht britische Kolonialbeamte eine landwirtschaftliche Spezialausbildung. Und wie es England an Agrarexperten mangelt, so an Meteorologen und Geologen, an Ingenieuren und Topographen, an Wasserbaufachleuten und Aerzten, an Lehrern und an Verwaltern: Die Stellenliste für den Colonial Service bot 1950 alein für die britischen Kronkolonien 1100 unbesetzte Posten an, mit Jahresgehältern von 550 bis 1491 £, von bis zu 1500 DM monatlich also.

Wie es England an Fachleuten und Beamten fehlt, so an Siedlern: Als 1925 in London die enteigneten deutschen Pflanzungen Kameruns versteigert wurden, fand sich **kein einziger** britischer Bieter. Die Regierung mußte das Angebot der Vertreter der ehemaligen deutschen Pflanzer annehmen, ihnen ihren früheren Besitz zurückverkaufen. In Tanganjika, dem frühern Deutsch-Ost, mußten eine halbe Million Hektar deutschen Privatbesitz um einen Bruchteil des Wertes (im Durchschnitt für 60 Mk je ha statt des Steuerwerts von 400 Mk) an Inder, Griechen und Armenier verkauft werden, die den Boden aber nicht selber bebauten, sondern mit der Afrika-Sehnsucht der vertriebenen Farmer rechneten — und 1938 war ein Drittel aller Europäer Tanganjikas wieder deutsch.

In Frankreich aber ist es ganz ähnlich: Offen gab die 1949 abgehaltene Wirtschaftskonferenz der Französischen Union zu, daß Frankreichs Industrie alleine auch nicht einen Bruchteil des Materials liefern kann, das für Straßen und Brücken, für Eisenbahnen und Häfen dringend gebraucht wird. Und so setzt sich in Paris langsam und zögernd die Einsicht durch, die wahrhaft große Franzosen schon lange besitzen: Auch diejenigen europäischen Staaten, die heute keine Kolonien mehr besitzen oder die nie Afrikakolonien hatten, müssen die Möglichkeit erhalten, diesen unentbehrlichen Ergänzungsraum zu erschließen. „Mit kleinen Mittelchen ist eine Heilung Europas nicht mehr zu erzielen", hatte Gaillaux schon 1932 gesagt: „Nur engste Verbindung mit Afrika bildet einen Ausweg aus unsern moralischen wie aus unsern politischen und wirtschaftlichen Nöten." Was jetzt der Europarat vorschlägt, wollte Marschall Lyautey, der Schöpfer des modernen Marokko und Frankreichs größter Kolonialpionier schon 1933, als er erklärte: „Afrika bietet auf unabsehbare Zeiten Platz für alle, die arbeiten wollen". Wie völlig unentbehrlich überseeische Ergänzungsräume sind, wußte Frankreichs Wiederaufbauminister, Raul Dautry, der 1947 predigte: „Europa vermag seine frühere Prosperität nur wiederzugewinnen, wenn es gemeinsam Afrika ausrüstet." Und was nun in Straßburg empfohlen wird, das wollte ja schließlich auch schon Jeremy Bentham: Unter dem Eindruck des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes erklärte dieser große britische Nationalökonom 1789, das nationale „Auf-Lager-Legen" ganzer Erdteile müsse einerseits ungenügende Nutzung und damit Unzufriedenheit ihrer Einwohner hervorrufen, andrerseits aber zu Raumnot der „Habe-

nichtse" und damit zu immer neuen Kriegen führen. Bentham sah schon 1789 klar voraus, daß e x t e n s i v genutzte Kolonien nicht imstande sein würden, Europas Gesamtbedarf zu decken, und verlangte deshalb „Europa-Kolonien" statt „National-Kolonien".

Ein Jahrhundert nach Benthams Forderung schien das „Schaffe, wer k a n n" sich durchzusetzen: Auf Anregung Bismarcks beriefen Deutschland und Frankreich gemeinsam die Kongo-Konferenz ein, die am 26. Februar 1885 in Berlin mit der Unterzeichnung der „Kongo-Akte" durch vierzehn Kolonialmächte endete, und deren Sinn es war, der rapiden Steigerung der europäischen Bevölkerung Rechnung zu tragen und Afrika zum Besten aller zu erschließen. Durch die „Kongo-Akte" wurde der Großteil des tropischen Afrika, Deutsch-Ost, Kamerun und Angola ebenso wie Belgisch-Kongo neutralisiert, Freiheit des Handels und der Schiffahrt für alle Nationen vereinbart, untereinander auf jederlei Vorrecht verzichtet.

Und d a s ist es ja, worauf es wirklich ankommt, nicht so sehr, welche Farbe diese oder jene Kolonie auf den Landkarten trägt. Natürlich ist die Kolonialschuld-Lüge, die 1918 zum Vorwand genommen wurde, um Deutschlands hart erarbeitete Kolonien zu enteignen, grotesk. Aber heute die Verteilung Afrikas zu r e v i d i e r e n würde das Wiederaufleben unzähliger europäischer Spannungen bedeuten, einen Kampf aller gegen alle, der nur mit der Selbstbefreiung der Kolonialen enden könnte. Und diese Revision ist nicht nur überaus gefährlich, sie ist auch unnötig. Denn nicht ob unter französischer oder deutscher Flagge Palmöl für Westeuropa gewonnen wird, ist wichtig, sondern daß m e h r als heute gewonnen wird. Nicht von w e m sondern w i e dieses oder jenes Gebiet verwaltet wird, entscheidet über seinen Wert. Und so brauchen wir nicht volltönende Verbrüderungsprogramme, sondern W a h r m a c h e n des längst als richtig Erkannten. Die der theoretisch nach wie vor in Kraft befindlichen „Kongo-Akte" widersprechenden S o n d e r -Vorrechte müssen fallen. Exportquoten und Preise dürfen nicht länger von der Nationalität des Käufers abhängen. E c h t e Freizügigkeit muß hergestellt werden, die kolonialen Schatzkammern t a t s ä c h l i c h, nicht nur auf dem Papier, g a n z Europa zur Verfügung stehen. Und n u r wenn sie a l l e n Arbeitswilligen offenstehen, werden sie auch den jetzigen Alleinbesitzern erhalten bleiben und ihnen ungleich m e h r bieten als heute.

Was aus den deutschen Kolonien werden soll? Wenn der Westen sie sich erhalten will, dann muß dort phrasenlos und weitschauend g e a r b e i t e t werden wie zur deutschen Zeit. Wenn England und Frankreich das nicht wollen oder nicht können, dann müssen dort Deutsche wieder ebenso frei und sicher schaffen dürfen, wie die „Mandatare". Und welch ungeheure Möglichkeiten gibt es da! Im zur Goldküste geschlagenen Togo z. B. fließt der Volta-Fluß. Unweit Ajena könnte er zu einem See, halb so groß wie ganz Baden gestaut werden. Das würde ihn 360 km weit, bis Yegi, schiffbar machen, und genug Strom liefern, um jährlich 1,15 Millionen Tonnen des nahen Goldküste-Bauxits in 210 000 Tonnen Aluminium zu verwandeln. Dieses Projekt, dessen Kosten auf etwa 1100 Millionen DM veranschlagt werden, würde die Bewässerung riesiger, heute steppenartiger Gebiete ermöglichen, Brot für Millionen bedeuten. Es würde zahllose neue Straßen und Bahnen, bei Senchi eine Brücke über den Volta von der Goldküste nach Togoland bringen, und Tema zu einem neuen Ueberseehafen machen. Tema würde auch die Aluminumwerke erhalten, so zu einer Stadt mit etwa 75 000 Einwohnern ...

Togo zurückverlangen? Nein! Denn nur Goldküste und Togo gemeinsam können das Voltaprojekt verwirklichen. Nur Bauxit und Wasserkraft durch Europas Lieferungsmöglichkeiten ergänzt, geben Aluminium. Aber Deutschland hat wohl das Recht, an der Verwirklichung dieser Riesenvorhaben beteiligt zu werden. Es muß Aufträge verlangen und Bezahlung dieser Lieferungen in natura.

Und ähnlich könnte es überall handeln: 1891 z. B. war ein gewisser Dr. Richard Hindorf nach Tanga in Deutsch-Ostafrika gekommen, der in der Usambararegion Kaffee und Tee, Kakao und Pfeffer pflanzte. Aber er suchte ein für die besonderen lokalen Verhältnissen geeignetes Massenprodukt. Er analysierte den Weltbedarf und die lokalen Arbeitskraftverhältnisse und ließ 1892 aus Florida tausend Ableger der in Mexiko heimischen Sisalagave nach Hamburg senden. Sie waren schlecht verpackt und 80 % gingen unterwegs ein. Von den 200 übriggebliebenen konnten in Kigogwe schließlich 62 am Leben erhalten werden. Aber von diesen 62 Sisalpflanzen stammen all die Millionen und Abermillionen Hartfaser-Agaven ab, die heute nicht nur in Deutsch-Ost, sondern ebenso im portugiesischen Angola und Mozambique, im britischen Kenya oder im italienischen Somaliland wachsen, die von Tanga und Kigogwe aus ganz Ostafrika reich machten: Allein Tanganjika brachte Dr. Hindorfs Idee und seine Zähigkeit 1951 mehr als 280 Millionen DM ein, 142 000 Tonnen Sisalfasern wurden nun exportiert. Aber von deutschen Farmern stammten nur 848 Tonnen. Und das sollte sich ändern. Pläne bestehen, die heute etwa 100 000 Hektar, die mit Sisal bepflanzt sind, auf 400 000 auszudehnen. Und diese neuen Farmen zu schaffen sollte Deutschen ebenso möglich gemacht werden wie den britischen Nutznießern Dr. Hindorfs. Erst die von Deutschland gebaute Bahn an den Victoriasee erschloß Ostafrika. Und so sollte es auch eingeladen werden, an der Erschließung der Kohle oder der Bleivorkommen Tanganjikas mitzuwirken. Sollte es z. B. auch die Möglichkeit erhalten, die schon vor 1914 ausgearbeiteten Bewässerungspläne für das dicht besiedelte Usukamaland zu realisieren. Diese wie so viele andere Pläne wurden bis heute nicht verwirklicht, weil England alleine sie nicht verwirklichen kann, genau wie Frankreich alleine Kamerun nicht zu erschließen vermag und wie auch Deutschland alleine es nicht könnte. Aber da ist die hervorragende Kolonialerfahrung der Holländer, da sind die in der Landwirtschaft führenden Dänen, da sind die zähen, klimafesten Italiener und Spanier und die reichen Schweizer. Gemeinsam könnten so viele längst reife Projekte in Afrika verwirklicht werden, daß überall geschieht, was zur Zeit Lyauteys in Marokko geschehen war: Zum Konspirieren hatte niemand Zeit. So viel Arbeit gab es, daß alle Löhne gerecht waren. Und nicht nur Franzosen und Marokkaner wurden während dieser Aufbaujahre reich, sondern auch die Welt wurde ungleich reicher, erhielt Marokkos Phosphate und seine Erze, erhielt in Casablanca einen neuen Großhafen und eine neue 700 000der-Stadt, zugleich einen neuen Markt.

Was in Marokko möglich war, ist aber ebenso in Togo und Kamerun, in Tanganjika und Rhodesien, das ist überall möglich, wo die freie Entfaltung schöpferischer Arbeit gesichert ist. Ob aus dieser Möglichkeit Wirklichkeit wird, das hängt allerdings davon ab, ob den Straßburger Reden Taten folgen. Und wie rasch es zu diesen Taten kommt ...

FELIX SCHWARZENBORN:

Verdrängung der deutschen Wissenschaft

Die Zustände an den deutschen Universitäten sind längst zu einem offenen Mißstand geworden. An den Universitäten der Sowjetzone hat die freie Forschung und Lehre aufgehört.

Gegenüber der kommunistischen Barbarisierung hätte man erwarten müssen, daß die westdeutsche Bundesrepublik alles tun würde, um das deutsche Universitätsleben so rasch wie möglich im alten Glanz wieder aufzubauen. Nach der tragischen Niederlage von 1806/7 gründete König Friedrich Wilhelm III. von Preußen die Berliner Universität in der Absicht, daß der Staat das, was er auf materiellem Gebiete verloren hatte, auf geistigem Gebiet wieder gewinnen sollte, und das verarmte Preußen machte die größten Finanzaufwendungen, um seine Universitäten auf die Höhe zu bringen.

Nicht so die westdeutsche Bundesrepublik. Einmal wurden die Universitäten den „Ländern" ausgeliefert und schon damit jede großzügige Universitätspolitik unmöglich gemacht; die weltberühmte Münchner Universität fiel dadurch etwa in die Hände eines schwarzen „Armen im Geiste", des Herrn Alois Hundhamer, und verfiel erschreckend. Dann setzten die Besatzer überall ihre „university officers" ein, die im Rahmen der „Entnazifizierung" tausende von Professoren und Dozenten entließen, oft aus den albernsten Gründen. Die üble „Deutsche Rundschau" rühmt heute noch diese Massenvertreibung, bemerkt etwa zu der Entlassung des hoch bedeutenden Literaturhistorikers Hermann Pongs (dessen glänzendes Werk „Im Umbruch der Zeit" gerade in der Göttinger Verlagsanstalt erschienen ist): „Sein persönliches Schicksal, unter anderem heraufbeschworen durch einige Festreden im Dritten Reich ..." Also ein paar Festreden, wie sie jeder Rektor halten muß und zu denen bei der Heimholung der Saar, Oesterreichs, des Sudetenlandes und bei vielen anderen Erfolgen des Dritten Reiches wahrlich genug Ursache vorhanden war, reichten aus, um einen angesehenen Gelehrten seines Amtes zu berauben.

Und er war nicht der einzige! Während der Nationalsozialismus 1933 und in den darauf folgenden Jahren knapp 500 Professoren und Dozenten entließ — die meisten von ihnen Juden — und sie ordnungsgemäß pensionierte, warfen die 1945er, an die 4000 deutsche Gelehrte, Professoren und Dozenten ohne Pension auf die Straße. Und die Fakultäten, die sich heute auf Grund ihrer „Autonomie" stur weigern, die damals Entlassenen wieder aufzunehmen, krochen vor dem Befehl des Landesfeindes und wagten kein Wort des Widerspruches gegen diese Demontage der deutschen Wissen-

schaft. Völlig vereinsamt blieb der Widerspruch des prachtvollen Mediziners Geheimrat Dr. h.c. W. Kißkalt. Dieser schreibt: „Zunächst zu meiner persönlichen Legitimation: Ich habe vor ca. 33 Jahren zusammen mit dem damaligen Münchener Rektor von Drygalski die „Münchener Universitäts-Gesellschaft" gegründet, 25 Jahre lang als ihr Vorsitzender geleitet und der Münchener Universität in dieser Zeit nahezu eine Million an Spenden zugeführt. Zum Ehrenbürger (an anderen Universitäten heißt es „Ehrensenator") ernannt, habe ich 1945 meinen Verzicht auf diese Ehrung ausgesprochen, als der neue Rektor die Entlassung von 22 Professoren durch die Amerikaner Wallach, Farkas und einen dritten Herrn nicht mit seinem Rücktritt beantwortete —. Das wäre damals ein Fanal für die Welt gewesen." — Aber fast niemand schloß sich dem Protest des tapferen Geheimrat Kißkalt an. Im Gegenteil — die Herren „Widerstandskämpfer" belieferten die zur Knebelung der deutschen Wissenschaft eingesetzten feindlichen university officers noch reichlich mit Denunziationen und „vertraulichen Fachgutachten", um nur ja die tüchtigeren Kollegen die ihnen wissenschaftlich überlegen waren, zu „kippen" und sich dadurch mehr Hörer, damit höhere Einnahmen und eine bessere Stellung an der Universität zu verschaffen. Die Verkommenheit triumphiert.—Prof. Geiler, erster Ministerpräsident des Staates „Groß-Hessen" rühmte sich in seinem Neujahrsaufruf 1946, daß er die Familienangehörigen, Witwen und Waisen von Nationalsozialisten aus ihren Wohnungen vertrieben habe — in die dann KZler und Juden hineingesetzt wurden. Prof. Ebbinghaus-Marburg schämte sich nicht, im Blatt des roten Haßjuden Hans Habe-Bekessy, der „Neuen Zeitung", die Besatzung anzuhündeln, Prof. Franz Böhm nahm die Interessen Israels gegen das deutsche Volk so brutal wahr, daß es selbst dem kummergewohnten Bundesfinanzminister Dr. Schäffer zu bunt wurde. In den „Mitteilungen für die 131ger Hochschullehrer", Heft 3, Mai 1953, berichtet ein damals aus seinem Amt vertriebener Hochschullehrer: „Nach 1945 hat ein Fachkollege schriftlich meine Verhaftung bei den Franzosen beantragt und als diese ablehnten, in einem weiteren Schriftwechsel, der sich durch fast ein halbes Jahr hinzieht, seine Forderung solange erneuert, bis dieser schließlich Folge geleistet wurde. Ich war nach dem Zusammenbruch durch mehrere Wochen Geisel der Franzosen, dann für einige Zeit frei, dann nach dem Erfolg des oben erwähnten Fachkollegen durch 2½ Jahre ohne Verhör in Gefängnis und Internierung. Was das bedeutet, brauche ich nicht auszuführen. Nach der Entlassung arbeitete ich in größter Not bei einem Flickschneider, wo meine Arbeit im Auftrennen alter Kleider bestand. Dann fertigte ich Markt- und Fahrrädernetze in Heimarbeit und schließlich versuchte ich mich als Hausierer, aber ohne jeden Erfolg. Am meisten trifft mich, daß mein gesamtes unveröffentlichtes wissenschaftliches Material aus meinen Forschungen im In- und Ausland 1921—44, das ich am Ende des Krieges in 16 Kisten sichergestellt hatte, bis heute auf Antrag des genannten Fachkollegen beschlagnahmt festgehalten wird. Darin befinden sich u. a. die gesamten Manuskripte und gegen 8000 Photo-Negative. Es ist einmalig in der Geschichte unserer Wissenschaft, daß man einem Forscher, der Entdecker, Photograph und Zeichner, also mehrfacher Urheber ist, dieses wissenschaftliche Gut nunmehr im 8. Jahre vorenthält, einfach aus kollegialem Neid und kollegialer Mißgunst." — Ein anderer 1945 aus seinem Amt ver-

drängter Hochschullehrer berichtet: „Mein Nachfolger wurde Ende vorigen Jahres ausgebootet, da er die Voraussetzungen für ein Hochschullehreramt nicht erfüllt haben soll. Auch läuft, wie ich höre, ein kriminalpolizeiliches Ermittlungsverfahren gegen ihn. Er bekleidete drei Lehrstühle, darunter auch meinen, von 1945 bis 1952, ohne daß er akademische Vorbildung besaß.“ Ein dritter Hochschullehrer schreibt: „Wenn die Fakultäten heute die Forderung aufstellen, daß sie selbst noch einmal politisch überprüfen müßten, so ist doch die Frage aufzuwerfen, wer denn diejenigen überprüft, die 1945 ... im Amte blieben.“ Ein vierter teilt mit: „1945 wurde ein Herr ordentlicher Professor, der weder promoviert noch sich je habilitiert, noch sich vor oder nach seiner Berufung in irgendeiner Beziehung ausgewiesen hat. Er ist dann Rektor geworden und hat als solcher mitgewirkt an den Satzungen der Hochschule ...“ Während die tüchtigen, vaterlandsliebenden und ehrenhaften Wissenschaftler zu Tausenden ohne Recht und Gesetz auf Grund der Entnazifizierungs-Gesetzgebung auf die Straße geworfen wurden, zogen Nichtskönner, Scharlatane, ja einige offenkundige Gangster in die deutschen Hochschulen ein, die nichts mitbrachten, als eine „demokratische“ Bescheinigung.

Heute nun, da gesetzlich jedenfalls ein Teil der entlassenen Hochschullehrer wieder angestellt werden soll, soweit sie auf Grund der Entnazifizierungsverfahren etwa in der gleichen Gruppe sind wie Beamte, die wieder angestellt werden müssen, berufen sich die aus solchen Elementen zusammengesetzten oder von ihnen terrorisierten Fakultäten auf ihre „Autonomie“ und weigern sich, die entlassenen Hochschullehrer wieder an der betr. Universität tätig werden zu lassen. Daß dabei die Ausbildung der deutschen Jugend schwersten Schaden nimmt, ist ihnen gleich. Sie wissen sehr wohl, daß die nationalsozialistischen Organisationen seinerzeit gerade die tüchtigsten und beliebtesten Professoren umwarben und auch zum Teil gewannen, während um die Nullen und Tranlichter sich damals niemand kümmerte. Diese können sich heute darauf berufen, daß sie „niemals Nazi gewesen seien“ — und in ihrer Angst, neben den von ihnen verdrängten tüchtigeren Kollegen von früher wieder in ihre Bedeutungslosigkeit zurückzufallen, verrammeln sie heute den Amtsverdrängten die Türen. Diese Herren leben nicht für die Universität, sondern nur von der Universität.

Daß es ihnen im Letzten nur um die materielle Seite der Sache geht, beweist die Tatsache, daß diese Clique mit aller Kraft die Türen der Universitäten auch vor einer zweiten Gruppe zuhält, nämlich vor den aus dem Osten vertriebenen und aus der Sowjetzone geflohenen Universitätslehrern. In einer sehr sachlichen Schrift „Brachliegende Forschungskräfte“ (Verlag Musterschmidt, Göttingen) betont Prof. Dr. Walter Hoffmann, daß 1100 Hochschullehrer aus der Sowjetzone geflüchtet und aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie, aus der Tschechoslowakei, aus Straßburg, von den österreichischen Hochschulen und aus dem sonstigen Ausland vertrieben sind. Davon leben 600 in der west-deutschen Bundesrepublik, ohne wieder an einer Universität eine Tätigkeit gefunden zu haben. Der Zustrom der Jugend schreit nach mehr akademischen Lehrern — es gelingt aber nicht, von diesen 600 Professoren auch nur die 450 unterzubringen, die nicht im emeritierungsfähigen Alter stehen.

Dieser Verantwortungslosigkeit gegenüber hilft kein Mundspitzen mehr, hier muß schrill gepfiffen werden. Es wäre darum gut, wenn jeder, der etwas Ernsthaftes darüber weiß, dem „WEG“ eingehende und belegbare Mitteilungen über die Vergangenheit der 45ger und das Unrecht der Amtsverdrängung senden wollte, damit wir immer wieder diese empörenden Zustände anprangern können, durch die die deutsche Wissenschaft gründlich ruiniert und die Forscher und Denker vielfach zugunsten der Denunzianten und Stänker verdrängt worden sind.

WIR RUFEN 2000 NEUE WEG-GEFÄHRTEN!

Unser Aufruf im vorigen Heft Seite 442 ist nicht ungehört verhallt und wir danken allen treuen Freunden, die sofort reagierten.

Bitte setzen auch Sie sich ein!

Es hat sich erwiesen, daß es nicht schwer ist, einen neuen WEG-Bezieher zu werben, und wem die Entwicklung des WEG am Herzen liegt, hat nunmehr eine Gelegenheit, seine Zustimmung auch praktisch zu erweisen.

Leser aus Brasilien machten uns einen Vorschlag, den wir hier weitergeben: Jeder, der einen neuen Bezieher geworben und beim zuständigen Vertreter hat eintragen lassen, möge dem Verlag, so Zeit und Lust es gestatten, dies mitteilen: Es ergibt sich auf diese Weise ein reizvoller Überblick, wo die rührigsten WEG-Leser sind.

Dank für das bisher Geleistete und frisch-auf zu weiterer Werbung!

Der Herausgeber.



E R W I N F. N E U B E R T :

Jean Monnet

der Statthalter der anti-europäischen Hochfinanz

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts verfolgen Millionen Menschen mit wachsender Sorge eine Entwicklung, die nach jeder größeren historischen Veränderung immer mehr internationalistische Tendenzen deutlich werden läßt und auf Kosten nationaler Interessen vaterlandslose Bewegungen wellenförmig nach oben spült. Natürlich ist der Gedanke übernationaler Einheiten nicht neuesten Datums. Die Habsburger schufen zum Beispiel eine viele Nationalitäten umfassende Gemeinschaft, deren politisches Prinzip die Garantie eines harmonischen Nebeneinanders ihrer Völkerschaften war. Deshalb hat sich jene Blockbildung auch wirtschaftlich zum Segen ihrer Mitglieder ausgewirkt. So riß nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie der auf die rücksichtslose Ausbeutung zielende bürgerlich-kapitalistische Internationalismus auch dort alle Traditionen in seinen verhängnisvollen Strudel. Und in Sowjetrußland endete diese aus einem Gemisch von westlichen Gedankengängen und asiatischem Despotismus geformte ideologische Lawine vorläufig in ihrer erschreckendsten Gestalt, dem kommunistischen Staatskapitalismus. Der circulus vitiosus des vaterlandslosen Kapitals liegt seitdem besonders im Westen offen zu Tage: Indem man den ökonomischen Dingen das Primat vor allen anderen Gesetzen zuerkennt, schafft man sich bei weitgehender Konzentrierung des regulierenden Faktors G e l d in den Händen weniger Institutionen die Möglichkeit, sporadisch erzeugte Wirtschaftskrisen in die gewünschte Richtung zu lenken. Und die „Notwendigkeiten" erheischten nicht selten die abenteuerliche kriegerische Lösung, aus der sich dann im künstlichen Nebelschleier gleich einem alles verschlingenden Ungeheuer ein Kartell größer als das andere emporreckte. Mit dieser verblüffend primitiven Methode hat man seit Beginn des Jahrhunderts nationale Staaten erst unterwühlt, später liquidiert und in Mißachtung jeder völkischen Ordnung zu einem Riesenbrei verrührt. Diesem zerstörerischen Reigen entspringt — und es wird jeden Tag deutlicher sichtbar — auch das neueste Monstrum der internationalen Finanz- und Kapitalsinteressen, die

E u r o p ä i s c h e S t a h l - u n d K o h l e g e m e i n s c h a f t.

In Deutschland garantiert die Hohe Behörde dieser Montanunion, wie der europäische Interessentrust des Wallstreet-Imperalismus genannt wird,

auf demokratischer Grundlage die legitime Fortführung der nach Methoden von Strauchrittern geübten Ausbeutung des deutschen Industriepotentials für volksfremde Interessen. Schon im Januar 1947 („Sozialdemokrat“ vom 24. 1. 1947) hatte der amerikanische Prof. Midrany in einer Schrift das Konzept der Europa-Manager in New York enthüllt. Er schrieb, „daß die Bedeutung der Landesgrenzen eingeschränkt werden kann, wenn Interessengemeinschaften von Industrien geschaffen werden, die sich über mehrere Länder erstrecken.“ Halten wir fest: Midrany wünscht industrielle Interessengemeinschaften — um Landesgrenzen aufzuheben! Auf diese Weise kann nämlich das nationale Eigenleben der Völker am besten erdrosselt werden! — Ein angesehener Professor der Universität Utrecht, Dr. C. Gerretson, untersuchte in einem Artikel des „Telegraaf“ am 15. Dezember 1951 die beliebtesten Formen um dieses Ziel sicher zu stellen und nennt auch gleich das zu erwartende Ergebnis: „Man erkennt bei den Versuchen, zu einer westeuropäischen Staatenvereinigung zu kommen, zwei Hauptschemata: Wird Europa einen Einheitsstaat oder eine Föderation bilden? Der erste Gedanke kann lediglich im Hirn weltfremder Ideologen aufkommen. einer Sorte von Menschen, die allerdings in unserer Zeit allerhand Einfluß ausübt. Es geht dabei um das Ausradieren der ganzen europäischen Geschichte und Kultur, die das Beste, was ihren Inhalt ausmacht, gerade ihrer nationalen Verschiedenheit verdanken.“ Darum wird unser Europa, das Europa der Nationalisten, auf der gegenseitigen Achtung vor den nationalen Eigenarten, dem kulturellen Brauchtum und der geschichtlichen Vergangenheit eines jeden europäischen Volkes beruhen. Nur auf dieser Basis wird man auch gefahrlos eine krisenfeste Dauerverflechtung der europäischen Volkswirtschaften erreichen können. Daß es den gegenwärtigen Wirtschaftsmanagern der „europäischen Einigung“ nicht im entferntesten um diese Ideale geht, bringt deutlich ein illustriertes Wochenblatt der amerikanischen Besatzungsmacht in Deutschland, jener Polizeitruppe internationaler Finanzkonzerne, zum Ausdruck. Das Blatt schreibt in einem Artikel über den von Jean Monnet in Wallstreet gezeugten und in Straßburg geborenen Schumanplan: „Es ist ein neuer Versuch internationaler Zusammenarbeit und nicht in erster Linie eine Frage von Kohle und Stahl. Es könnte sich dabei ebensogut um Kohl und Karotten handeln. Das Grundlegende ist der völlig neue Begriff einer internationalen Behörde ...“ Lassen wir zuerst die unverdächtige „New York Times“ in zwei Artikeln vom 6. und 15. Dezember 1952 über diese „internationale Behörde“ sprechen: „Viele europäische Minister und Sachverständige werden in der zweiten Februarhälfte einen schweren Schock erleben. Dann werden sie nämlich entdecken, daß sie viele Dinge nicht mehr tun können, die sie gewohnt waren, zu tun und über viele Fragen nichts mehr zu entscheiden haben, die sie bisher entscheiden konnten. Nur sehr wenige von denen, die bisher die nationalen Regierungen von Holland, Belgien, Luxemburg, Westdeutschland, Frankreich und Italien gebildet haben, verstehen wirklich, was ihrer am 10. Februar 1953 harrt. An diesem Tag beabsichtigt nämlich die Hohe Behörde der Europäischen Montanunion, allen Gerüchten und Hoffnungen zum Trotz, die künftige Organisation des Marktes für Kohle, Eisen und Stahl so zu organisieren, wie es ihr paßt, nicht wie die nationalen Regierungen es für richtig halten ...“ Und als diese Ankündigung

der „New York Times“ am 1. Mai 1953 Tatsache wurde, schrieb die dem Baruch-Freund Churchill verdächtig nahestehende „Daily Telegraph“: „Sechs Nationen haben ihre Oberhoheit über einen großen Teil ihrer wirtschaftlichen Betätigung aufgeben müssen. Wir in Großbritannien können das Experiment nur mit Interesse und mit guten Wünschen beobachten. Im Augenblick haben wir keinen Grund irgendeinen Wettbewerb vom Kontinent zu befürchten ...“ Als Adenauer von der erfolgreichen Abstimmung im Bundestag am 11. Januar 1952, die das Schumanplan-Experiment anerkannte, erfuhr, rief er aus: „Es ist ein glänzendes Ergebnis!“ Der westdeutsche Bundeskanzler gehörte also nicht zu „denen, die wirklich verstehen was ihrer harrt“. — Wenn die „Wirtschaftszeitung“ im Oktober 1952 meldete, „die ersten Fühler nach dritten Ländern wurden von der Hohen Behörde ohne vorherige Fühlungnahme mit den Regierungen der Mitgliedstaaten ausgestreckt“, so bestätigte dies die schon zitierte „New York Times“: „Am 10. Februar 1953 werden die nationalen Verwaltungen, die bisher diese Wirtschaftsbestimmungen getroffen haben — angefangen vom Beamten, der die Ausfuhrbestimmungen prüft, bis zum Minister, der den Verkaufspreis für Kohle festsetzt — ihre Autorität verlieren, ausgenommen, wenn die Hohe Behörde sie ihnen wieder überträgt“ ... Eine deutschsprachige Zeitung in den USA ging wie folgt auf das Zitat der „New York Times“ ein: „Also: Monsieur Monnet, Präsident der sogenannten „Hohen Behörde“ übernimmt die Zügel der Regierung in Europa für seinen Herrn und Meister Bernard Baruch ...“

Wer ist dieser Jean Monnet? Er wurde 1888 in der Stadt Cognac geboren, mit 16 Jahren verließ er die Schule und kam mit knapp 20 Jahren nach London — damals noch Welthauptquartier des Goldes — das auf Jahre hinaus, zwischen zahlreichen Reisen nach den USA, auch sein Hauptquartier wurde. Als der erste Weltkrieg ausbrach, ließ er sich für unabkömmlich erklären, und während andere kämpften, befaßte er sich mit der Versorgung. Da Monnet ein diplomatischer Geschäftsmann und ein geschäftstüchtiger Diplomat war, machte er im Interalliierten Pool und mit dem Schieberminister Clementel, der Vilgrainbande aus den berüchtigten Dienststellen, ertragreiche Geschäfte. Er gehörte zur Gruppe als Vertreter der bekannten Pariser jüdischen Bank Lazard — die durch Finanzhilfe für den Bolschewismus und Trotzky bekannt wurde — und hatte den Auftrag, Ankaufsverträge mit England und den USA zu tätigen. Monnets Beschäftigung als Schützling des Bankhauses Lazard war so erfolgreich, daß dieses bei Gründung des Völkerbundes Sir Eric Drummond nahelegte, ihn als ersten Assistenten des Generalsekretärs zu berufen. Der Posten war fett, aber nicht fett genug. Nach vier Jahren eröffnet er eine Praxis als Finanzberater für die halbe Welt, und macht die Bekanntschaft eines damaligen Finanzangestellten, René Pleven — später genialer Vater des noch genialeren Plevenplanes — der es satt hatte, nur täglich 20 Francs im Finanzministerium zu verdienen. In der Rue François I richten beide ein Büro ein und vermitteln Anleihen an Polen, Rumänien und die Tschechoslowakei. 1928, als die Londoner City längst von Wallstreet entthront ist, verlegt auch Monnet sein Geschäft nach New York, um dort Kapital aufzutreiben. Er findet es und wird einer der Strohmänner der internationalen Finanz. Das Jahr 1931 steht auch für Monnet im Zeichen der Krise. Nicht weil

er arbeitslos geworden ist, sein amerikanischer Gesellschaftler wird in Paris wegen Gaunerei verhaftet und begeht Selbstmord. Vorher hatte er aber noch als Liquidator der schwedischen Regierung bei dem Bankrott des Kreuger'schen Zündholzkönigreichs mitgewirkt. Jetzt setzt sich Monnet nach China ab. „Als Freund der Sung, der Bankiers, von denen Tschiang-Kai-Shek eine Tochter geheiratet hat," — schreibt eine französische Zeitung — „erfindet er die Kunst, diese zu veranlassen, daß sie ausgerechnet dem Völkerbund Geld leihen, zieht die Bank Morgan in sein Spiel und gründet mit ihr die „China Finance Development Co.". Der Einmarsch der Japaner in die Mandschurei unterbricht diese strahlende Schiebung. Aber Monnet, geweiht zum China-Spezialisten, benutzt das, um in New York mit Georges Murmane, der Bank Lazard und Kuhn, Loeb und Co. die ‚Société Monnet & Murmane zu gründen".

Im Jahre 1938 wird Monnet auf Grund seiner guten Beziehungen von Daladier zu Morgenthau geschickt, um bei ihm Geld zu schnorren — was mißlingt. Ein Jahr später, bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hat er mehr Glück und wird, getreu seiner Berufung als Zuschauer und Zwischenhändler, Chef der britisch-französischen Wirtschaftskoordination in London, während sein Freund Pleven mit einer Einkaufskommission in die USA fährt. Als in den deutschen Generalstäben das Unternehmen Seelöwe — Invasion Englands — diskutiert wird, geht der Franzose Monnet mit einem britischen Paß nach Washington. Und als China-Spezialist der Wallstreet hatte er bereits vor Pearl Harbour ein Siegesprogramm für Präsident Roosevelt entworfen. Nach der Alliierten Landung in Nordafrika kommt Monnet nach Algier um einen Munitionsauftrag auszuführen. Als General Giraud ihn als Mitarbeiter ablehnt, geht er zu de Gaulle über. Nachdem amerikanische Truppen Paris erobert hatten, nimmt Monnet einen Ministerposten in der ersten provisorischen Regierung ein und auf Vorschlag Léon Blums wird er Generalkommissar des Modernisierungs- und Ausrüstungsplanes (Monnet-Plan). Aus Geldern des Marshall-Planes — die für Frankreich besonders dick flossen — investierte er von 1947—1950 in der französischen Eisen- und Stahlindustrie mehr als 1,5 Milliarden DM. Es war nur zu folgerichtig, daß Monnet, als Vertreter der klassischen Quai d' Orsay-Politik und lebhafter Befürworter der deutschen Industrie-Demontage, sich im machtlosen Deutschland die Kohlenbasis für seine erweiterte französische Stahlproduktion sichern wollte. Nachdem in der deutschen Eisen- und Stahlindustrie — auf Grund ihrer Kapazität und zentralen Lage im Herzen Europas trotz aller Kontrollratsbeschränkung (Kapazitätsbegrenzungen und Entflechtungspolitik) eine langsame Erholung eintrat, befaßte sich Monnet mit neuen Plänen, die Außenminister Schuman 1949 am Konferenztisch des Lancester-Hauses in London zum ersten Mal aus seiner Tasche zog. Sein geniales wirtschaftliches Konzept hatte zur Folge, daß Deutschlands gesamte Kohle mit Ausnahme des Eigenverbrauchs der Stahlproduktion C auf 50 Jahre der Montanbehörde übertragen wurde. Damit nicht genug. Die „Hohe Behörde" erhebt zur Finanzierung ihrer Machtvollkommenheit eine sogenannte Umlage, die die Unternehmungen der Montanindustrie von ihrem Umsatz an die Union zu zahlen haben. Steuerpflichtig sind allerdings nicht die Staaten, sondern die einzelnen Unternehmen. Obwohl heute noch die gute Hälfte der Ruhrkohle mit Verlust gefördert wird, weil durch alliierte

Entscheidung der deutsche Kohlenpreis diktatorisch festgelegt ist, muß die deutsche Montanindustrie je Tonne etwa 1,25 DM sogenannte Umsatz- und Preisausgleichsumlage entrichten, also etwa 170 Millionen DM jährlich. Und das, obgleich der mehr als die Hälfte der gesamten Unionsförderung repräsentierende westdeutsche Steinkohlenbergbau in ganz besonderen Maße investierungsbedürftig ist. Diese hohen Belastungen mit Umlagen nehmen den westdeutschen Zechen nicht nur die so notwendigen Investitionsgelder, sondern wirken sich auch verhängnisvoll auf die deutsche Stahlproduktion aus, die von dem Engpaß Kohle dauernd in Mitleidenschaft gezogen wird. Während so rund 50 % des Montanbudgets von der Bundesrepublik getragen werden müssen und der Ruhrkohlenbergbau in den letzten Jahren pro geförderte Tonne nur rund doppelt so viel hat investieren können, wie er an Umsatz- und Ausgleichsumlage in die Kasse der Montanunion zahlen muß, darf Deutschland von 78 Abgeordneten der Montanunion nur 18 stellen. Das sind gerade 8 Abgeordnete mehr als Holland. Selbstverständlich entscheidet nach demokratischer Rechtsauffassung Stimmenmehrheit! Im selben Geist sieht Artikel 21 des Schumanplans vor: „Die Vertreter der Saarbevölkerung sind in die Zahl der Frankreich zugewiesenen Abgeordneten eingerechnet." -- Man geht nicht fehl in der Annahme, daß die Furcht Monnets vor der deutschen Konkurrenz den eigentlichen Anstoß für die Propagierung der „Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl", mit ihren für Deutschland so diskriminatorischen Bestimmungen, gegeben hat. Diesen Eindruck gewinnt man auch aus einer Mitteilung des britischen Foreign Office, das erklärte: „Die Ankurbelung des Schuman-Planes böte die beste Sicherheit gegen eine Entwicklung in der Stahlindustrie der Ruhr, die Deutschlands Nachbarn als gefährlich empfinden würden." So konnte am gleichen Tage, an dem in Luxemburg der gemeinsame europäische Stahlmarkt errichtet wurde, die größte und leistungsfähigste deutsche Zechengesellschaft, die „Harpener-Bergbau A.G." für 76 Millionen DM Gegenwert in den Besitz des größten französischen Stahlkonzerns, dem „Wendel-Konzern", übergehen. Mit ihr kontrolliert die genannte französische Stahlgruppe nunmehr 6,5 Millionen Tonnen Jahresförderung der Ruhrkohle.

Die von Maurice Bardèche herausgegebene Zeitschrift „Defense de l'Occident" schreibt: „Staatenlos aus Berufung, geborener Schieber, oft ohne Unterscheidungsvermögen, ist Jean Monnet nichts anderes als das Instrument der kosmopolitischen Bankinteressen, der übrigens bald diesem, bald jenem dient, gleichzeitig Mann der Downingstreet und der Wallstreet, Spezialist für Pläne über den Mond und Plänemacher so gut für China wie für Talsperren und Streichhölzer. Alter Komplize aller Kombinationen und Strohmann aller internationalen Interessen, ist er der Mann der europäischen Prostitution, der Atlantikschiebung, der kosmopolitischen Verschacherung der nationalen Interessen; er ist der Mann von aller Welt, nur nicht von Europa. Er symbolisiert den Geist von Straßburg, der darin besteht, die europäische Idee zum Vorteil des Internationalismus der Hochfinanz mit Beschlag zu belegen. Gegen diese Art Haifisch müssen die nationalen Kräfte in Straßburg eine konstruktive Opposition betreiben und sich auf die Wirklichkeit und das Interesse der Völker stützen, und der erste Akt solcher Opposition muß es sein, zu fordern, daß man das Schoßkind der schmiergeldverteilenden Klasse vor die Tür wirft."

Am 29. Dezember 1937 veröffentlichte „FIGARO", Paris, eine Zusammenstellung über das Schicksal des Personals der Pariser Sowjetvertretung und führte u. a. darin auf:

RAKOWSKIJ, BOTSCHAFTER, VERHAFTET, INZWISCHEN GESTORBEN

Rakowskij ist jedoch n i c h t „gestorben worden". Warum? Am 26. Januar 1938 wurde er in der Lubjanka in Moskau von der GPU vernommen, wobei Ungeheuerlichkeiten von kaum faßbarer Tragweite ausgesprochen wurden. Aus ihnen erhellt auch, warum Rakowskij nicht sterben d u r f t e. Das Protokoll dieser Vernehmung wurde während des Ostfeldzuges im Zweiten Weltkrieg von einem Freiwilligen der Blauen Division tief im Innern Rußlands in einem Bauernhaus neben der Leiche des langjährigen NKWD-Arztes Dr. Josef Landowsky gefunden.

Es liegt nunmehr als 6. Sonderheft des WEG vor, das wir Ihnen sehr zu lesen empfehlen. Nachfolgend ein Ausschnitt aus Seite 31:

Rakowskij: Die ganze Bildung des Freimaurers und das öffentliche Ziel der Freimaurerei geht dahin, alle notwendigen Voraussetzungen für die Kommunistische Revolution zu schaffen und zur Verfügung zu stellen, natürlich unter verschiedenen Vorwänden, die sie unter ihrem bekannten Dreispruch verbergen. Und da die kommunistische Revolution die Liquidation der ganzen Bourgeoisie als Klasse und die physische Liquidation jedes politischen Führers der Bourgeoisie voraussetzt, ist das wirkliche Geheimnis der Freimaurerei der Selbstmord der Freimaurerei als Organisation und der physische Selbstmord jedes irgendwie bedeutenden Freimaurers. Nun verstehen Sie schon, warum, wenn dem Freimaurer ein solches Ende vorbehalten ist, man Mysterien, Theaterszenen und soundsoviel „Geheimnisse" benötigt — um das wirkliche Geheimnis zu verbergen. Lassen Sie sich, wenn Sie dazu Gelegenheit haben, nicht entgehen, sich in irgendeiner zukünftigen Revolution die Geste von Erschrecken und Blödheit zu betrachten, die auf dem Gesicht eines Freimaurers erscheint, wenn er kapiert, daß er von den Händen der Revolutionäre sterben soll. Wie er kreischt und sich auf seine Verdienste um die Revolution berufen will! Das wird ein Schauspiel, um auch zu sterben — aber vor Lachen! —

JOSEF MATL:

Grundprobleme des Sowjetismus

III. Die Gesellschaft*)

Die früheren sozialen Führungsschichten, die höfischen, adeligen, bürokratischen, bürgerlich-kapitalistischen, wurden in der Revolution liquidiert, soweit sie nicht im Laufe der Revolution emigrierten. Mit der Umformung 1934 wurde auch der mittelbürgerlichen Schicht ihre bisherige soziale Position genommen. Mit der Vernichtung des Freibauerntums, der Kulaken, wurden Arbeiter für die Industrialisierung und für den Staatsapparat in größtem Maße freigesetzt, wobei 10—12 Millionen Menschen zugrunde gingen. Seit dieser Zeit gibt es keine Klassen, keine Bauern, keine Arbeiter im bisherigen Sinne mehr; auch keine Klassenkämpfe. Der Arbeiter steht unter dem gleichen Gesetz wie der ehemalige Kleinhändler.

In dem Aufbau einer neuen Gesellschaft wurde zwar nach außen die marxistische Propagandathese von der klassenlosen Gesellschaft vertreten, in Wirklichkeit bildeten sich nach Macht, Rang, Einkommen drei Schichten heraus; Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, über denen die Regierungsschicht und die oberste Schicht der Wehrmacht steht. Diese drei Schichten: Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, kann man in gewissem Sinne als die drei sowjetischen Klassen bezeichnen. Echte Klassen gibt es in der Sowjetunion nicht, sondern nur eine Anzahl labiler soziologischer Gruppen, die sich in einem dynamischen Prozeß von Jahr zu Jahr verschieben. Vor allem bilden die Kolchosbauern und die Einzelbauern insoweit eine eigene Klasse da sie an ihrem Gehöft, an ihrer bäuerlichen Beschäftigung und Mentalität festhalten. Politisch sind diese Bauern und Kolchosgruppen nicht wirksam und treten nicht in Erscheinung.

Die Arbeiter sind nach ihrer Ausbildung und nach ihrem Einkommen gegliedert in Hilfsarbeiter und Spezial- bzw. Facharbeiter. Zur Intelligenz gehören jene Leute, die nicht mit Spaten und Hacke sondern mit der Feder schaffen. Es ist zu beobachten, daß die Intelligenzschicht immer mehr Einfluß auf die Regierungsschicht bekommt. Es bildet sich eine Gruppe von unzufriedenen Intellektuellen, die während der Zeit ihrer Rechtlosigkeit hellsehend geworden sind und daher Träger oppositioneller Stimmungen und Strömungen gegenüber dem Regime (man rechnet mit 10%). Daher denn auch die Atomisierungsbestrebungen von Seite der KP-Führung, um ja nicht eine kompakte, von der Parteidirigierung unabhängige Meinungs- und Willensbildung aufkommen zu lassen.

*) Teil I erschien im Doppelheft März/April, Teil II im Maiheft dieses Jahres.

Diese KP ist aufgegliedert in

a) Parteifunktionäre, die alle höheren Posten im Staatsapparat bekleiden.

b) die Führungsschicht der Wehrmacht,

c) den Sicherheitsapparat (Staatspolizei),

d) Wirtschaftsführer und Wissenschaftler.

Diese ganzen Funktionäre bilden die Oberschicht. In dieser zahlenmäßig starken Schicht der Funktionäre gehören 65 % der jüngeren Generation an. (Meist die Jahrgänge nach 1915). Die oberste Spitze der Gesellschaft bildet die Wehrmacht. Die sowjetische Wehrmacht birgt viele oppositionelle Kräfte in sich, zumal sie sich seit dem letzten Krieg als Retter des Vaterlandes betrachtet.

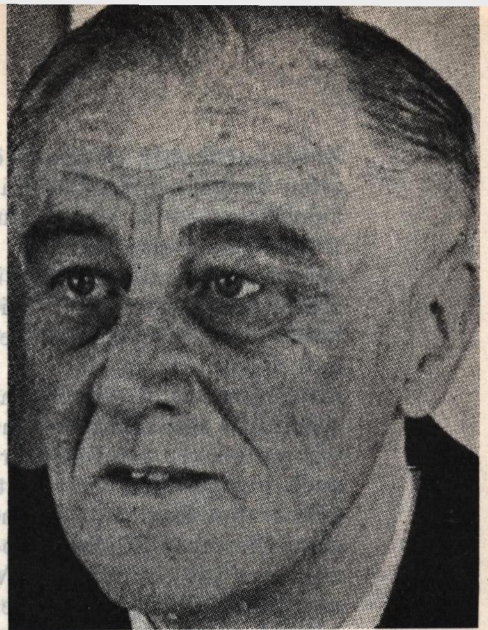
Die Regierungsklasse kann man nicht als echte Klasse bezeichnen, weil sie keine Tradition besitzt, wie die Bauern und Intellektuellen, sondern nach den jeweiligen Machtpositionen zusammengewürfelt ist. — Im allgemeinen kann man in der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik feststellen, daß sich vor allem die Parteizentrale weitgehend verselbständigt hat, ferner daß die Mittelschicht, die vielleicht die zukünftige große russische Partei bilden wird, immer mehr an Macht gewinnt; daß man bereits den Russen selbst von „führenden Kadern“ in der Oberschicht spricht, daß schließlich nach dem Ableben Stalins mit einer Oligarchie des Politbüros zu rechnen ist. Dadurch, daß seit der Erbrechtsreform, seit dem letzten Krieg wieder die Möglichkeit besteht, Hausbesitz zu haben und zu vererben, sind auch in den ökonomisch-rechtlichen Grundlagen Voraussetzungen gegeben für eine soziale Differenzierung. Dazu kommt, daß man seit 1940 von dem früheren System der allgemeinen Schulgeldbefreiung der Mittel- und Hochschüler wieder abgegangen ist und damit auch der Aufstieg in die Bildungsschichten von gewissem sozialökonomischem Besitz, bzw. Einkommenssetzungen abhängig ist.

In den Satellitenländern zeigt sich das ähnliche Bestreben proforma Propaganda eine klassenlose Gesellschaft herbeizuführen, in Wirklichkeit aber finden sich ähnliche Erscheinungen einer neuen Klassenbildung wie in der Sowjetunion.

Der mit der Industrialisierung, mit der Technisierung der Gesamtwirtschaft und dem Einbruch der Technisierung auch in die Agrarwirtschaft gegebene Prozeß der Entstehung einer modernen Industriegesellschaft bei gleichzeitiger Ablösung der bisherigen feudalen, halbfeudalen und kleinbürgerlichen Gesellschaft mit Hereinnahme modernster technischer Errungenschaften ist an sich ein globaler Prozeß des 20. Jahrhunderts. Im Bereich des Sowjetismus wird die ländliche und städtische Bevölkerung mit den Mitteln des Zwangsstaates beherrscht. Dabei entsteht eine neue, existenziell an den Staat gebundene Gesellschaftsschicht der Wirtschaftsfunktionäre.

MARTIN FAUSTUS:

Das Rätsel um Roosevelts Tod



Wie allgemein bekannt sein dürfte, erlitt F. D. Roosevelt im Jahre 1921 auf seinem Sommerheim in Campobello, Canada, einen heftigen Krankheitsanfall, den die Aerzte als spinale Kinderlähmung bezeichneten. Seitdem war er im Gebrauch der Beine behindert, konnte sich nur in Schienen aufrecht erhalten und nur aufgestützt gehen. Die wirklichen Tatsachen über seinen eigentlichen Zustand unmittelbar nach der Attacke sind jedoch niemals in die Offentlichkeit gelangt aus Furcht, sie könnten seiner Karriere hinderlich sein. Die Mediziner führen eine lange Liste von Symptomen an, die als Folge und Auswirkung dieser Krankheit bezeichnet werden müssen; hier wollen wir jedoch nur jene anführen, die für Roosevelt charakteristisch waren: „Unkontrollierbare Temperaments-Ausbrüche mit Schreien und wildem Gelächter, große Erregungen mit nachfolgenden tiefsten Depressionen, höchste Empfindlichkeit und überaus leichte Beeinflussung durch irgendwelche Personen." Seit 1937 begann der Präsident unter kleineren Schlaganfällen zu leiden, die sich bis zu seinem Ableben mit immer zunehmender Heftigkeit steigerten.

Nach seiner Rückkehr aus Teheran im Dezember 1943 war Roosevelt ein schwer kranker Mann. Diese unerwartete und plötzliche Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes gab dem Volke Anlaß zu allerlei Vermutungen und Gerüchten, umsomehr, als Roosevelt sich nur selten zeigte und die Reporter keine Nahaufnahmen von ihm machen durften. Von diesem Zeitpunkt an sind die Amerikaner über den Gesundheitszustand ihres Präsidenten bewußt getäuscht worden; denn während sein Leibarzt, Admiral Dr. Roß-McIntire, der Nation immer wieder versicherte, der Präsident erfreue sich der besten Gesundheit, mußte er unter Freunden zugeben, daß Roosevelt schwer krank sei.

In Teheran trafen sich zum ersten Male die „Großen Drei", um die Welt unter sich aufzuteilen. Roosevelts lang gehegter Wunsch, den roten Diktator kennen zu lernen, ging nun endlich in Erfüllung, nachdem bis dahin Stalin jedes Treffen vermieden hatte, um seine beiden Gegenspieler für seine Pläne weich zu machen. Roosevelt versprach sich sehr viel von dieser

Zusammenkunft, er glaubte wirklich mit seinem persönlichen Charme den alten ausgekochten Bankräuber betören zu können, um ihn — wie er sich ausdrückte — zu einem guten Nachbarn, besseren Demokraten und feinen Burschen zu erziehen, den er mit „Uncle Joe" anreden wolle. Als man ihn bei seiner Abreise vor Stalin warnte, sagte er: „I know how to handle that old buzzard." (Ich weiß, wie man den alten Geier nehmen muß). Aber Stalin hatte für Roosevelt auch eine Ueberraschung in petto: Er bestand darauf, daß Roosevelt in der russischen Botschaft wohne, da die amerikanische ihm nicht sicher genug erschiene. Jeder andere Präsident hätte wahrscheinlich abgelehnt, in einer fremden Botschaft zu wohnen, aber Roosevelt war entzückt; denn so war er in ständigem Kontakt mit Stalin und konnte auch gelegentlich auf Kosten Churchills Witze reißen, um den Generalissimus zum Lachen zu bringen. Die amerikanischen Gäste wurden mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt; spezielle Diener und Kellner standen zu ihrer ausschließlichen Verfügung. Später entdeckte man, daß der Kellner kein Kellner, sondern ein Spezialarzt war, ein Toxikologe!

Churchill wurde unmittelbar nach der Abreise von Teheran todkrank; man brachte ihn schleunigst nach Aegypten, wo man sein Ableben befürchtete. Aber Arthur Fleming, der Entdecker des Penicillin, rettete ihn. Roosevelt befand sich ebenfalls in einem beklagenswerten Zustand. Sein Aussehen und seine körperliche Verfassung zeigten eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Vergiftung durch eine Art Curare, einem indianischen Pfeilgift, das die Aufmerksamkeit der russischen Wissenschaft auf sich gezogen hatte. In eingeweihten Kreisen erzählt man sich von einem Gift, das aus den Tagen Dschingis-Khans bekant ist und einen langsamen Tod durch Gewichtsabnahme etc. verursacht. Die Verabfolgung dieses Giftes heißt die „Verabreichung der Silberschnur". Stalin hat sich dieser Methode öfters bedient, um seine Gegner auszuschalten. Bevor Roosevelt nach Amerika zurückkehrte, verbreitete sich das Gerücht, man hätte ihm und andern Teilnehmern der Konferenz „die Silberschnur verabreicht".

In Hyde Park, seinem Wohnsitz, hatte Roosevelt eine schwere Bronchitis mit nachfolgender Influenza, von der er sich nicht erholen konnte. Nach Washington zurückgekehrt, zog sein Leibarzt noch sieben weitere Mediziner zur Untersuchung heran. Sie stellten dem Präsidenten einen Arbeitsplan von vier Stunden täglich auf und 1944 war er über 200 Tage vom Weißen Hause abwesend, Ruhe und Erholung suchend. Im Dezember weilte er in der chirurgischen Klinik zu Boston; er wollte sich einer Operation der Harn- und Geschlechtsorgane unterziehen. Die Aerzte aber weigerten sich entschieden, da er schon ein vom Tode gezeichneter Mann war. Der Geheimdienst erhielt Anweisung, das Leben das Senators Truman zu überwachen, den man zum Vize-Präsidenten erwählt hatte. Der Außenwelt aber wurde verkündet, Roosevelt befinde sich in Georgia und erfreue sich der besten Gesundheit.

Der so vom Tode gezeichnete fuhr nach seiner Vereidigung für den 4. Amtstermin sofort nach Yalta, um dem guten Onkel Joe wieder Unterricht in der Demokratie zu erteilen. Von dort kehrte er dann so schwer krank zurück, daß mit seinem baldigen Ableben gerechnet wurde. Auf dem Rückwege nach Washington starb plötzlich General Watson, Roosevelts Freund und ihm als Berater in militärischen Angelegenheiten zugeteilt.

Nachdem Roosevelt in Yalta die baltischen Staaten, Polen und den Balkan verraten hatte, erklärte er bei seiner Ankunft in Washington, „daß die Alliierten eng verbunden seien und das Ideal eines ewigen Friedens Wirklichkeit werden würde". Sein Gesicht glich einer Totenmaske und erinnerte die Aerzte an einen Cholerafall mit akuter Vergiftung. Wenn man die wenigen vorhandenen Photographien sorgfältig untersucht, taucht die Frage auf, ob die Bilder tatsächlich von ihm oder einem Doppelgänger sind, deren Roosevelt verschiedene hatte.

Die näheren Umstände seines Todes sind eigenartig und mit einem geheimnisvollen Schleier umgeben. Gut informierte Kreise berichten von einer Anzahl Menschen, die bei seinem Ableben zugegen waren, deren Namen nie veröffentlicht wurden. So wird z. B. eine eng befreundete Persönlichkeit, eine Matrone aus Albany, erwähnt, die, zusammen mit der russischen Portraitmalerin Elisabeth Schoumatoff, von Henry Morgenthau eiligst im Auto fortgebracht wurde. Ebenfalls soll ein russischer Photograph zugegen gewesen sein; doch in keinem Bericht erscheint sein Name. Es kursierten damals viele Gerüchte und u. a. sagte man, Roosevelt habe eine kleine Silberpistole mit sich geführt und sein Kopf habe eine entstellende Wunde sowie unsichtbare Pulver-Verbrennungen aufgewiesen. Man sprach von Selbstmord und sogar von einer Ermordung durch eine fremde Macht. Man sagte, er wäre in derselben Art und Weise und unter denselben mysteriösen Umständen umgekommen wie seinerzeit Präsident Harding. Er mußte gehen, da seine Krankheit und die wiederholten Schlaganfälle ihn Dinge babbeln ließen, die nicht für fremde Ohren bestimmt waren; denn die geheimen Mächte hinter seinem Thron würden es niemals geduldet haben, daß diese an das Licht der Oeffentlichkeit gelangten. Sonderbarerweise durfte von den Augenzeugen niemand über die Angelegenheit sprechen, und die großen Skandalzeitungen machten durchaus keine Anstrengungen deren Geschichte zu kaufen, da sofort eine strenge Zensur verhängt wurde. Nebenbei sei noch vermerkt, daß eine große Zahl von Gegnern des „Neuen Spiels" eines plötzlichen Todes starben, ohne daß man die genauen Ursachen ihres Ablebens bekannt gegeben hat.

Nur durch eine Autopsie hätte man die wahren Todesursachen feststellen können, wie denn auch das Gesetz in den USA bei plötzlichen Todesfällen eine solche zur Pflicht macht, und die Versicherungs-Gesellschaften darauf bestehen, bevor sie die Versicherungssumme auszahlen. Roosevelts Beerdigung ohne Autopsie war eine flagrante Verletzung des Gesetzes. Es ist sonderbar, warum die Angelegenheit nicht untersucht, sondern weitgehend vertuscht wurde. Seltsam ist weiter die Tatsache, daß sein Sarg niemals dem Publikum geöffnet wurde, auch nicht während des Trauergottesdienstes. Das ist umso befremdlicher als Elmer Davis über den Rundfunk täglich die Lüge an die Soldaten außerhalb des Landes verbreitete, daß Roosevelt im Weißen Haus aufgebahrt wäre und eine gewaltige Menschenmenge dauernd vorbeidefiliere. Der russische Gesandte soll angeblich im Auftrage seiner Regierung verlangt haben, die Leiche besichtigen zu dürfen, was ihm jedoch nicht gestattet wurde. Wenn dies der Wahrheit entspricht, so muß Verlangen und Weigerung als außerordentlich seltsam bezeichnet werden. War es für die Russen so wichtig zu wissen, daß Roosevelt wirklich tot sei?

Schuman - de Gasperi - Adenauer

Während England zum zweitenmal sich anschickt, der Welt das tragische Schauspiel eines „München" zu bieten, das diesmal in Süd-Korea, nicht in Süd-Deutschland liegt, vollziehen sich in Europa überaus erfreuliche Entwicklungen, die beweisen, daß dort die große „Gegenreformation gegen den Kommunismus" unter der Decke mächtig voranschreitet, deren Durchbruch einst die Rettung des Abendlandes bedeuten wird.

An der Oberfläche sieht die Entwicklung natürlich anders aus — ungefähr so, wie C. L. Sulzberger in der „New York Times" vom 11. Juni die Lage beschreibt: „Das politische Gesicht Europas beginnt sich in einer Weise zu verändern, die man nur als höchst ungünstig für die Politik und die Interessen Amerikas bezeichnen kann ... Die Stärke der gemäßigten und pro-westlichen „Dritten Kraft", die seit Jahren von der amerikanischen Diplomatie in den europäischen Völkern ermutigt und unterstützt wurde, ist zwar noch immer beachtlich, aber trotzdem sichtlich im Schwinden ... In Italien hat die gemäßigte Regierung De Gasperi, wenn auch nur um Haaresbreite, es nicht vermocht, jene absolute Mehrheit bei den Wahlen zu gewinnen, die ihr eine sichere Kontrolle des Parlamentes ermöglicht hätte ... Die Monarchisten und die Neo-Faschisten haben ... ihre Stellung wesentlich verstärkt. Obwohl noch eindeutig eine nationale Minderheit, ist die Rechte heute in Süd-Italien als politische Kraft so bedeutend geworden, wie die Linke in Nord-Italien. Und beide sind, wenn auch aus verschiedenen Gründen, anti-amerikanisch. — Dieser Wechsel in Italien fällt zusammen mit einer fühlbaren Machtverschiebung in Frankreich. Die Tatsache, daß Pierre Mendes-France vorige Woche nur mit wenigen Stimmen als neuer Premierminister unterlag, zeigt eindeutig, wie dort der Wind bläßt ... Welchen Einfluß das unaufhörliche Anwachsen der anti-amerikanischen Kräfte in Westdeutschland haben wird, wird wohl erst nach der Bundestagswahl im Spätsommer richtig erkannt werden. Aber viele Anzeichen deuten darauf hin, daß sowohl die Rechtskräfte wie die Linkskräfte die unsichere Mitte der Adenauer-Koalition anfressen werden."

Diese Beobachtungen des klugen NYT-Korrespondenten sind als solche völlig richtig — nur interpretiert er sie völlig falsch! — Er erkennt zwar, daß die Gegnerschaft der breiten Massen in allen europäischen Ländern gegen die „Kräfte der Mitte", wie er sie nennt, teils von der sozialen, teils von der nationalen Opposition getragen wird und von beiden Seiten aus immer größere Fortschritte macht — aber er verkennt, daß es sich dabei nicht a priori um anti-amerikanische Kräfte handelt, sondern um ein Erwachen tiefer, völkischer Gegenströme in Europa, die es nicht mehr dulden wollen, daß die Almosen-Empfänger Washingtons oder die Befehls-Empfänger Moskaus das nationale, das soziale und nicht zuletzt das kulturelle Erbe Europas preisgeben.

Was wir heute in Europa erleben, ist das langsame Durchbrechen der völkischen Eigenkräfte der europäischen Völker, das zunächst unter der negativen Parole „Weder Moskau — noch Wallstreet!" steht, das aber hinter dieser negativen Parole die Kräfte einer wahrhaften inneren und äußeren Erneuerung birgt, deren Durchbruch aber erst mög-

lich wird, wenn die Zwangsfassade aus ausländischen Bayonetten und ausländischer Propaganda einstürzt und die allzu anpassungsfähigen Männer und Mächte der „Mitte“ unter sich begräbt!

Diese Männer und Mächte der sog. Mitte leben nämlich nicht aus eigener Kraft — weder politisch, noch wirtschaftlich, noch ideologisch — sondern sie leben politisch durch NATO, wirtschaftlich durch die Marshall-Milliarden und ideologisch durch Nachäffung Amerikas, wofür sie die Feigenblatt-Parole eines sogenannten „Westens“ erfunden haben, der Gerechte und „Hunnen“ gleichermaßen umfassen soll — wenn auch natürlich mit den nötigen Sicherheits- und Zwangsmaßnahmen gegen die gefährlichen deutschen Hunnen. („The Hun is either at your throat or at your knee“, warnte der stellvertretende Kreuzfahrer-Kommandant Ritter Winston Churchill seinen „Westen!“) —

Das amerikanische Volk, das diese europäische Entwicklung leider nur durch die Zerrbrille seiner liberal-materialistischen Presse sieht, sollte begreifen, daß die Schuman, Gasperi und Adenauer von ihren Völkern deshalb verworfen werden, weil sie aus ihren Ländern halb-koloniale Protektorate der in New York residierenden Weltfinanz machten — sicher noch immer besser, als die unter dem Roten Terror stehenden Kolonien Moskaus, aber eben doch nicht wahrhaft freie europäische Länder und Völker! — Die nationalen und die sozialen Kräfte der Völker Europas, die heute leider noch immer in getrennten Betten — teilweise ganz oder halb unterirdisch — dahinströmen, fühlen die tödliche Bedrohung, die ihnen von Baruch's „Europa-Manager“ Monnet droht und es besteht nicht der geringste Zweifel daran, daß der Sturz Schumans in erster Linie darauf zurückzuführen war, daß der gerissene Monnet es verstanden hatte, seinem Projekt den Namen „Schuman-Plan“ zu geben.

Als der französische Außenminister (und frühere Ministerpräsident) Robert Schuman durch die De Gaulle-Bewegung gestürzt wurde, hatte das nationale Frankreich den ersten Sieg der europäischen Erneuerungsbewegung gegen die außereuropäische Ueberfremdung und ihre willfährigen Helfershelfer errungen. — Mit der Niederringung De Gasperis und seines schamlosen, erpresserischen Wahlgesetzes, hat das nationale Italien einen zweiten Sieg für die europäische Erneuerungsbewegung erkämpft, dessen Auswirkungen weit über Italien hinaus sich bemerkbar machen wird. — Und alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch das Adenauer-Regime trotz der Beschwörung des Geistes und der Praxis der Hitler und Himmler, wie dies vor allem in der Aufrechterhaltung des niederträchtigen Ausbürgerungs-„Gesetzes“ zum Ausdruck kam, in den bevorstehenden Wahlen zum deutschen Bundestag ebenfalls den Todesstoß erhalten wird.

Diese Erscheinungen des erwachenden europäischen Geistes sind umso erfreulicher als es inzwischen immer sichtbarer wird, daß jene geheimnisvollen Mächte, die es zustandenbrachten, daß Amerika drei Jahre lang einen sinn- und zweck- und erfolg-losen Krieg führte, der nunmehr durch ein „asiatisches München“ ruhmlos beendet wird, es darüber hinaus fertig bringen, auch ein „Kompromiß“ zwischen dem sogenannten „Westen“ und Moskau in Europa herbeizuführen, bei dem die Völker Europas teils Opfer, teils ohnmächtige Zuschauer sind! — Die amerikanische Politik kann sich nicht darüber beklagen, wenn nach den bitteren

Erfahrungen, die ein Chiang-Kai-shek und ein Shingman Rhee machen mußten, kein nationaler Staatsmann und kein nationalbewußtes Volk mehr an die Ernsthaftigkeit ihres „Kreuzzugs gegen den Kommunismus“ glaubt und daher mehr als je entschlossen ist, die Eigeninteressen Europas selber wahrzunehmen — unabhängig von Moskau, aber auch unabhängig von London und Washington!

Wenn Amerika den Sturz Schumans, die Niederlage Gasperis und den bevorstehenden Fall Adenauers in diesem Lichte sieht, und rechtzeitig die entsprechende Aenderung seiner politischen Strategie und Taktik vornimmt, dann — aber auch nur dann — wird das neue München nicht zu einem neuen Weltkrieg führen!

Heute: Korea — morgen: ?

Die USA hat nicht nur einen „Waffenstillstand ohne Sieg“ akzeptiert. Sie ist faktisch von China geschlagen worden. Und noch schlimmer — sie gibt den Bundesgenossen, der sich mit der größten Hingabe geschlagen hat, auf, sie versucht Süd-Korea Bedingungen aufzuzwingen, unter denen seine Ueberflutung durch den Kommunismus nur noch eine Frage kurzer Zeit ist.

Wie auf Kommando versucht heute die Weltpresse, den alten Präsidenten von Süd-Korea, der in Wirklichkeit der rechtmäßige Präsident von ganz Korea ist, als einen eigensinnigen alten Quertreiber darzustellen, der den Abschluß eines Waffenstillstandes aus Eigensinn und greisenhafter Starrköpfigkeit verhindert ...

Nach dem guten Grundsatz, denen ein Wort an die Oeffentlichkeit zu ermöglichen, die man künstlich aus der Presse fernhält, haben wir Syngman Rhee um seine Meinung gebeten und erhielten folgende Information:

„Die Teilung der Halbinsel Korea wurde am Ende des zweiten Weltkrieges von USA und Rußland willkürlich und nur provisorisch auf den 38ten Breitengrad festgelegt, wobei man einig war, daß nach der Kapitulation Japans die beiden Mächte sich zurückziehen sollten. Zu Anfang des Jahres 1946 versuchte der Befehlshaber der USA-Besatzungsstreitkräfte in Südkorea den Norden und den Süden durch eine gemeinsame politische Konferenz zu einigen und setzte dies drei volle Jahre fort — aber völlig vergebens. Endlich kamen die Vereinten Nationen überein, dort Wahlen durchzuführen, wo es möglich sei, aber die Russen lehnten es ab, im Norden Wahlen zu erlauben. Nur im Süden wurde so eine Regierung vom Volke geschaffen. Die Besatzungstruppen der Sowjets zogen sich dann zurück, und die Kommunisten bereiteten den Krieg vor und brachen im Juni 1950 in Südkorea ein.

Die Koreaner des Südens waren entschlossen, diesem Angriff Widerstand zu leisten und kämpften gegen Panzer und schwere Artillerie lediglich mit Karabinern und bloßen Fäusten, denn sie hatten sehr wenig Waffen. Die USA und ihre verbündeten Nationen entschlossen sich, Truppen nach Korea zu senden, und diese Truppen kamen auch. Die Vereinten Nationen erklärten, ihre Kriegsziele wären es, ein geeintes, unabhängiges und demokratisches Korea zu schaffen, die Aggressoren zu bestrafen und den Grundsatz der kollektiven Sicherheit zu gewährleisten.

Mit Hilfe der Truppen der Vereinten Nationen konnte die südkoreanische Armee bis zum Flusse Yalu vordringen und war im Begriff, die ganze Halbinsel zu einigen, als chinesische Truppen eingriffen. Trotz des Protestes der koreanischen Truppen befahl der Oberbefehlshaber der Armee der Vereinten Nationen einen strategischen Rückzug. Ursache dafür war, daß es zu einem neuen Weltkrieg kommen konnte, wenn sich die Truppen der Vereinten Nationen allzusehr der mandschurischen Grenze näherten. Die Streitkräfte der UN zusammen mit den koreanischen Truppen gingen so bis zur südlichen Spitze der Halbinsel zurück, ohne daß viel gefochten worden wäre. Sie rückten dann aber wieder bis zum 38ten Breitengrad vor.

Dann begannen Friedensbesprechungen, die die Kriegführung lähmten und ein eifriger Betrieb von Waffenstillstandsverhandlungen setzte in Panmunjon ein, die sich über zwei Jahre erstreckten. Der angekündigte Zweck dieser Besprechungen war es, einen Waffenstillstand zu schließen und dann auf friedlichem Wege Korea zu einigen. Nur verkündigten nun Politiker der UN seit dem Einbruch der chinesischen Aggressoren, es sei nie ihre ursprüngliche Absicht gewesen, Korea durch militärische Mittel zu einigen.

Die Besprechungen in Panmunjon starben dann ab und kamen endlich zu einem plötzlichen Schluß, als man über alle Fragen außer der Kriegsgefangenenfrage eine Einigung erreicht hatte. Kürzlich wurden nun die Waffenstillstands-Verhandlungen wieder aufgenommen und neue Vorschläge der Vereinten Nationen in der Kriegsgefangenenfrage ausgearbeitet, ohne daß man vorher die Koreanische Regierung zu Rate zog. Inzwischen erklärte die Koreanische Regierung, daß solange mehr als eine Million chinesischer Kommunisten in Nordkorea bleiben dürften, sie keinen Waffenstillstand annehmen könnte.

Das koreanische Volk veranstaltete in seinem ganzen Lande Demonstrationen und Massenversammlungen, in denen es die Waffenstillstandsbedingungen als Todesurteil für die koreanische Nation bezeichnete. Das hatte aber keinen Einfluß auf die Vereinten Nationen, welche die Koreanische Regierung mit Nachdruck zur Annahme (des Waffenstillstandes) drängten.

Durch diesen Waffenstillstand wird die Teilung von Korea legalisiert. Solange die chinesischen Kommunisten in Nordkorea bleiben, kann weder der Süden noch der Norden leben. Durch kommunistische Infiltration, Sabotage und Untergrundarbeit wird Korea gezwungen, ein zweites China zu werden. Auf Grund des Waffenstillstandes werden unsere amerikanischen Freunde uns Aggressoren und Kriegshetzer nennen, wenn wir weiter kämpfen, um die Kommunisten aus Südkorea jedenfalls fernzuhalten. Zur Zeit der amerikanischen Militärregierung haben wir schon einmal diese Erfahrung machen müssen.

Korea braucht einen Waffenstillstand, aber keinen schändlichen Waffenstillstand. Wir haben andere Bedingungen vorgeschlagen, aber diese sind nicht angenommen worden. Einer der von uns eingebrachten Vorschläge war, die Streitkräfte der Vereinten Nationen und die chinesischen Streitkräfte sollten gleichzeitig aus Korea abgezogen werden, wobei ein gegenseitiges Verteidigungsabkommen zwischen den USA und Korea geschlossen werden sollte. Der Vorschlag, sowohl die Streitkräfte der UN wie die Chinesen gleichzeitig abzuziehen, war von den Kommunisten an einem frühen Zeitpunkt des Krieges gemacht, aber von den Vereinten Nationen abgelehnt worden.

Haben wir die chinesische kommunistische Streitmacht, mehr als eine Million Mann stark in Nordkorea stehen, so können wir als Volk nicht leben bleiben. Wir haben bisher nur um das Ueberleben gekämpft, und wir wissen, daß es das Todesurteil über uns wäre, wenn wir dem Kurs der Vereinten Nationen folgen. Darum protestieren wir.

In einigen Kreisen werden wir kritisiert wegen der Freilassung der loyalen antikommunistischen Kriegsgefangenen. Diese Kriegsgefangenen hätten aber schon viel früher freigelassen werden müssen. Nach welchen Gesetzen Gottes oder der Menschen kann irgend jemand mich als Präsident der Republik Korea daran hindern wollen, koreanische Staatsbürger freizulassen — mehr als 30 000 Menschen! — deren einziges Verbrechen es war, daß sie gegen ihren Willen gegen ihr eigenes Volk kämpfen mußten? Die Forderungen der Kommunisten, sie mit Truppen einer prokommunistischen Nation gefangen zu halten, um ihnen die kommunistischen Lehren beibringen zu können, waren eine Verletzung der Menschenrechte. Weder als Grundsatz noch als Praxis konnte Korea dies zulassen, während es mit Nägeln und Zähnen gegen den Kommunismus auf den Schlachtfeldern ringt. Zu gestatten, daß eine prokommunistische Armee in unserem Rücken landet und Koreaner zum Kommunismus preßt, ist eine Beleidigung, wenn nicht Schlimmeres.

Manche Menschen sehen zuviel in unserer Verpflichtung gegenüber den Vereinten Nationen. Wir haben unsere Streitkräfte den Vereinten Nationen zur Verfügung gestellt, um die Einigung von Korea, unser gemeinsames Ziel, zu erreichen. Der Gedanke, unsere loyalen Staatsbürger auszuliefern, damit ihnen der Kommunismus beigebracht wird, ist überhaupt nicht aufgetaucht, als diese Verpflichtung eingegangen wurde. Es ist also unberechtigt, die Freilassung als einen Akt der Vertragsverletzung zu bezeichnen. Jede souveräne Regierung würde unter ähnlichen Umständen in gleicher Weise gehandelt haben. Die Autorität der UN muß, wie jede andere Autorität, der Gerechtigkeit entsprechen. Jede Mißachtung der Gerechtigkeit würde ihre Autorität unhaltbar machen.

Wir verlangen nicht von den Vereinten Nationen und von den USA, daß sie für uns weiter kämpfen sollen, wenn sie das nicht wünschen, aber wir wollen alleine weiterkämpfen. Wir verlangen keine Fortsetzung des Krieges, welche die Streitkräfte

der Vereinten Nationen veranlaßt, weiter in Korea zu kämpfen, aber wir fordern das Recht, unsere eigenen Pläne für unser Weiterleben auszuführen. Drei Jahre grausamer Kriegführung sind nun über diese unglückliche Halbinsel hinweggegangen, Hunderttausende sind getötet, verwundet, verstümmelt, Millionen unschuldiger Menschen sind obdachlos und arbeitslos gemacht worden. Und nun reden die Staatsmänner der Vereinten Nationen davon, man solle gerade den Zustand wiederherstellen, der den Krieg verursacht hat. Gut, sie mögen das tun — aber wir Koreaner können das nicht. Wir haben nicht unser Blut vergossen und soviel junge Menschen in den Tod gesandt, einfach nur um die Teilung unseres Landes zu verewigen.

Wir verlieren nicht aus dem Auge, was die USA und die Vereinten Nationen für uns getan haben. Sie haben uns viel gegeben. Ihre Söhne, Gatten und Brüder haben Korea einen großen Dienst geleistet und damit der ganzen freien Welt, sie kamen gerade zur rechten Zeit, uns davor zu retten, daß wir in die See getrieben wurden, und wir verdanken unser Weiterleben, selbst in der südlichen Hälfte unserer Halbinsel, ihrem Heldentum und ihrem Geist, den sie so wacker im Kampf für die menschliche Freiheit gezeigt haben. Wir hatten gehofft, mit ihrer Mitarbeit in der Lage zu sein, unseren gemeinsamen Feind aus unserem Lande zu treiben und die Aggressoren zu bestrafen, um so die Möglichkeit eines neuen Weltkrieges zu beseitigen. Aber unglücklicherweise haben die UN-Staatsmänner sich mit unserem gemeinsamen Feind verbündet und dessen Waffenstillstandsbedingungen angenommen, die sie nun versuchen, uns Koreanern gegen unseren Willen aufzuzwingen.

Ohne Schuld unsererseits und jener tapferen Soldaten werden nun alle bisher gebrachten unerhörten Opfer an Menschenleben und zerstörten Werten ganz umsonst gebracht sein, und der Weltkrieg, den wir hofften, durch Besiegung der Kriegstreiber hier aufzuhalten, ist lediglich näher herangebracht worden. Die durch ihren Sieg von Panmunjon ermunterten Kommunisten werden nun im Eifer, die Welt zu erobern, nicht nachlassen.

Wir aber bleiben treu dem Urgesetz der Menschlichkeit und unserer Ueberzeugung von der Richtigkeit unseres Standpunktes, die uns die Kraft gibt, aufrecht zu stehen in diesem tragischen Kampf."

Das sind ernste Worte eines Mannes, der sich einem anmaßenden imperialistischen Ueberfall mutig entgegengeworfen hat. Und der samt seinem unglücklichen Volk heute preisgegeben werden soll, weil die schamlose defaitistischen Propaganda der Roosevelt-Truman-Clique in USA erst General MacArthur hinderte, zu siegen, und schließlich ein kleines tapferes Volk preisgibt und die amerikanische Ehre auf den Bergen von Korea liegen läßt.

Dieses Jahr Korea — nächstes Jahr vielleicht schon Westdeutschland! Wie die Führung der USA, um der Planung der hintergründigen Drahtzieher zu folgen, jetzt Korea opfert — so kann sie auch einmal Westdeutschland opfern.

Korea ist ein Markstein der Zeitgeschichte — gelingt es den prokommunistischen Kräften in den Vereinten Nationen, trotz der verzweifelten Warnungen des alten Syngman Rhee Korea „den Fluß hinunter zu verkaufen", wie man das in USA nennt — dann werden weitere Länder folgen, durch deren Verkauf der Geist von Yalta und von Potsdam aufs neue dem Bolschewismus Vorteile zuspielt.

In Korea entscheidet sich Weltschicksal. Sieht man es?

J. von Leers.

Triumph

Ueber Herrn Adenauers Reise nach USA berichtet die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland" (17. April 1953) sehr aufschlußreich und unter besonderer Betonung des Besuches bei Bernhard M. Baruch und Warburg: „Es wird davon gesprochen, daß die beiden Financiers dem Bundeskanzler große Kredite für die deutschen Grundstoffindustrien zusagten. Es ist darin jedenfalls ein Beweis zu erblicken, daß die Tatsache der deutschen Bemühungen um eine Regelung der Wiedergutmachung gegenüber der Judenheit für das ihr unter dem Naziregime angetane Unrecht in USA voll anerkannt wird. Alle diejenigen, die dazu beigetragen haben, daß die Wiedergutmachungsverträge mit Israel und den jüdischen Organisationen unter Dach und Fach kamen,

bevor der Bundeskanzler seine Amerikareise antrat, dürfen sich einen Anteil an diesem Erfolg zuschreiben.

Die wichtigsten Ergebnisse der Kanzlerreise liegen natürlich außerhalb dieser Sphäre, obwohl ihre moralische Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Wenn die Bundesrepublik jetzt wieder in ihre vollen Rechte als souveräner Staat, lediglich noch begrenzt durch die Bestimmungen des Deutschlandvertrages, eintritt, so war die Wiedergutmachung des den Juden angetanen Unrechts wenigstens in dem Maße, indem eine Wiedergutmachung heute überhaupt noch möglich ist, eine wichtige, ja sogar unerläßliche Voraussetzung.

Alle — werden mit großer Befriedigung davon Kenntnis nehmen, daß der Kanzler und seine amerikanischen Gesprächspartner sich einig über die Notwendigkeit sind, den Weg der europäischen Einigung weiter zu gehen. Die Frage der Wiedervereinigung Deutschlands, ja selbst die in den letzten Monaten so brennend gewordene Saarfrage treten gegenüber dieser Feststellung in den Hindergrund." —

Das heißt mit dürren Worten, daß die Juden sich so sehr als Herren der USA fühlen, daß sie ohne die Zahlung des Tributes vom Israel-Vertrag Adenauers Reise nach USA ergebnislos gemacht hätten — und daß sie eine Wiedervereinigung Deutschlands und eine Rückkehr der deutschen Saar nicht gestatten werden — es sei denn, daß ihnen auf dem Wege der „privaten Wiedergutmachung" noch weitere Milliarden deutschen Volksvermögens ausgeliefert werden. Ihr Haß gegen das deutsche Volk ist unauslöschlich. Der Direktor der Staatlichen Pressestelle Hamburg, Erich Lüth, der Urheber der Aktion „Frieden mit Israel" und der „Oelbaum-Spende", durch die mit 6 Millionen Oelbäume der Hain des Hasses gegen das deutsche Volk finanziert werden soll — bettelte so lange, in Israel einreisen zu dürfen, bis ihm Eliahu Livneh, der Konsul Israels in München, die Einreise nach Israel besorgte. Aber „Israel-Lüth" mußte erst einen jüdischen Namen annehmen, damit er als Deutscher nicht von „extremistischen Kreisen" umgebracht würde. So wurde Ehrenjude Erich Lüth in Talmijude Erich Hamburger bzw. Julius Berman „umgeschmaddet" und von zwei jüdischen Geheimpolizisten des Staates Israel bewacht, dauernd das Nummernschild seines Autos gewechselt, kurz, die Reise durch den Staat Israel möglichst getarnt. Er mußte feststellen, daß bei der Einstellung Israels gegen das deutsche Volk auch heute kaum eine Möglichkeit besteht, daß ein deutsches Schiff einen Hafen Israels anläuft. Nur „von 7 Deutschen könne man in Israel auch in aller Oeffentlichkeit wieder ungestraft reden: Vom Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer, von dem Heidelberger Kreisdekan Hermann Maass, von der Freiburger Publizistin Dr. Gertrud Luckner, dem ehemaligen „Welt"-Chef-Redakteur Rudolf Küstermeier, von Prof. Dr. Franz Böhm, der auf deutscher Seite den Israel-Vertrag aushandelte, von Dr. Kurt Schumacher und von Erich Lüth", wie der „Spiegel" (29. April 1953) aus den Reise-Erinnerungen des Zion-Pilgers Erich Lüth zu berichten weiß. Auf dieser Reise hat sich Lüth aufs Neue verpflichtet, für die Interessen des Staates Israel zu arbeiten — das war das Ergebnis einer Besprechung, die er mit dem Direktor der Deutschland-Abteilung im Außenministerium von Israel Ch. Cotroen, dem Landwirtschaftsminister Dr. Fritz Naphthali (früher Wirtschaftsredakteur der „Frankfurter Zeitung"), dem Schöpfer der israelitischen Verfassung Dr. Leo Kohn und dem Leiter der israelischen Wirtschaftsdelegation in Deutschland, Dr. Schinnar hatte. Lüth bereiste dann die Grenzen Israels gegen die arabischen Staaten und bewunderte die Wehrhaftigkeit Israels — die Wehrhaftigkeit Deutschlands hatte er nach Kräften sabotiert.

Während Erich Lüth in Israel herumkroch, ereignete sich in Deutschland etwas eigenartiges: der Ministerpräsident von Württemberg-Baden Reinhold Maier, — verheiratet mit der Jüdin Gerta Goldschmidt — gab seine Opposition gegen Adenauers Vertragswerk auf, die er bisher im Bundestag betrieben hatte. „Wieder einmal hatte ein aus dem Stab des Obersten Dawson stammender Amerikaner, der Oberstleutnant a. D. Oppenheimer hinter den Kulissen einen Sieg Reinhold Maiers eingefädelt. Er war eigens aus den USA nach Stuttgart gekommen. Oppenheimer, der auch bei den Märzgesprächen zwischen dem Kanzler und Reinhold Maier über die EVG-Verträge plötzlich aufkreuzte, ist mit Maiers Frau um drei Ecken verwandt. In Bonn hatte sich Adenauer schon fragend umgeblickt: „Ja, ist denn der Oppenheimer heute gar nicht in der Gegend?" Wenige Minuten später war er da. Dieser Dr. Fritz Oppenheimer ist ein Freund Maiers aus den Berliner Jahren, der sich sogleich nach der Besetzung angelegentlich um den jetzigen Bundesratpräsidenten gekümmert hat. Er ist ebenfalls Rechtsanwalt und reist heute noch sehr häufig „in Geschäften" nach Deutschland. Es gibt auch in den USA Leute mit Gewicht, wie den Ban

kier Warburg etwa, die ähnliche gesamtdeutsche Konzeptionen haben wie Reinhold Maier." („Spiegel", 27. April 1953). Fügt man noch ergänzend hinzu, daß der Schöpfer des Entnazifizierungsgesetzes, durch das Millionen deutscher Familien ruiniert und um alles gebracht worden sind, ein anderer Oppenheimer, der amerikanische Oppenheimer, ist, so rundet sich das Bild.

Zur gleichen Zeit behaupten die gut unterrichteten Brüder Alsop in der „New York Herald Tribune" und gleichzeitig die französische Illustrierte „Paris Match", daß Stalin wegen seiner antizionistischen Politik durch ein Komplott, an dessen Spitze Berija gestanden habe, ermordet worden sei. Zugleich verlautet, Berija lasse heimlich überall verbreiten, er sei kein Jude, während er in Wirklichkeit georgischer Jude sei — was sein Aeußeres mindestens vermuten läßt. Und dann brachte plötzlich „Kristall" in Hamburg (Nr. 9. 1953) einen auffällig gut orientierten, aber nicht gezeichneten Artikel, in dem es unter dem Titel „Was geht in Rußland vor? Wer regiert: Malenkow oder Bérija?" heißt: „Der lebende Stalin war von seiner Politik nicht abzubringen. Nur der tote Stalin konnte korrigiert werden. Ryumin zahlte Stalins Rechnung. Niemand kannte Ryumin bisher. Heute kennen ihn die sowjetischen Völker und die ganze Welt. Die „Prawda" hat es verkündet: Ryumin ist die größte Kanaille, die es in der Sowjetgeschichte je gegeben hat. Ein „politischer Abenteurer" (übrigens ein bekanntes Kennwort für „Judengegner") der an allem Schuld hat, was die Sowjetunion in Stalins letzten Monaten an furchtbaren Dingen tat. Ryumin hat die Verbrechen der fünfzehn Kremlärzte erfunden, die „angeblich" Schdanow ermordeten und hohen Sowjetführern nach dem Leben trachteten. Seine Geheimpolizei und Untersuchungsorgane haben die Geständnisse erpreßt, daß der englische und amerikanische Geheimdienst die jüdischen Aerzte finanzierte und eine jüdische Weltorganisation durch sie ihre Hände in den innersten Räumen des Kremls im Spiel hatte. Ryumin hat die Prozesse mit gefälschten Akten vorbereitet, aus denen der Antisemitismus der jüngsten politischen Entwicklung gespeist wurde. Die Galgen des Prager Slansky-Prozesses wurden von ihm gezimmert. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Israel war sein Werk. Er wollte die Völker der Sowjetunion in lebensgefährliche Abenteuer verstrikken." Die letzte Bemerkung des offenbar aus jüdischen Quellen inspirierten Artikels ist bezeichnend — danach ist es selbst für die machtvolle Sowjetunion „lebensgefährlich", sich gegen die jüdischen Ambitionen aufzulehnen!

„Kristall" fährt fort: „Aber zum Glück konnte alles zum Guten gewendet werden. Allerdings mußte sein Herr erst sterben. Drei Wochen danach wurde die ganze letzte politische Epoche des „großen, unfehlbaren" Stalin zu einer Epoche Ryumin gestempelt, zu einer Epoche des Irrtums und des Verbrechens. Die 15 Aerzte wurden entlassen. „Ihre volle Unschuld hat sich erwiesen", sagte ein offizielles Kommuniqué. Es war alles nicht wahr. Der Antisemitismus war ein Irrtum Stalins. Der böse amerikanische Nachrichtendienst war gar nicht am Werk. Aber böse Folterknechte in der Lubjanka waren tätig. Sie wollten das sowjetische Volk in schlimme Abenteuer stürzen. Slansky wurde in Prag umsonst gehängt. So verkündeten „Prawda" und Moskauer Rundfunk." Schlagartig hat auch jedes Gedenken und jeder Nachruhm für Stalin in der sowjetischen Presse aufgehört.

Und die „Allgemeine Wochenzeitung für die Juden in Deutschland" (17. April 1953) triumphiert, indem sie die Worte des politischen Direktors des Jewish World Congreß A. L. Easterman zitiert: „Meiner Ansicht nach sollten die Juden nicht zögern, die eindeutige Verurteilung der gegen die Aerzte erhobenen Beschuldigungen durch die Malenkow-Regierung nicht nur als eine Wendung der sowjetischen Politik, in dieser speziellen Sache zu interpretieren, sondern auch als einen positiven Beweis der Absicht, wieder vernünftige Beziehungen zwischen dem sowjetischen Machtblock und den Juden herzustellen. Die Aerzte-Affäre war ein Teil des Prozesses, der mit dem Slansky-Verfahren in Prag begonnen wurde und der die Diffamierung aller Juden und Kommunisten verfolgte. Heute besteht Grund mehr zu der Hoffnung, daß die sowjetische Regierung die gesamte jüdische Politik des Stalin-Regimes über Bord wirft. Die Juden sollten dieser Geste entgegenkommen ..."

Damit scheint auch die Sowjetunion wieder fest in der Hand derer, die genau wie in den USA ihre Weltregierung vorbereiten.

J. Podpolnik.

Das Weltgeschehen

Vor und nach Berijas Sturz

Als in den Abendstunden des 8. Juli 1953 der sonst so leidenschaftslose Malenkow in einer 90 Minuten währenden heftigen Rede vor dem Zentralkomitee der KPdSU seinen früheren Busenfreund, Lawrentij Berija, bezichtigte, den Sowjetstaat im Interesse des ausländischen Kapitals unterwühlt zu haben, strebte ein infames Intriguenspiel seinem vorläufigen Höhepunkt entgegen. Seit Jahren hatte dieser Machtkampf jene für das Ausland unerklärlichen Entscheidungen der sowjetischen Innen- und Außenpolitik verursacht und ständig seine Schatten vorausgeworfen.

Hauptakteure im dramatischen Ringen um das Erbe Stalins und um die jeweils einflußreichste Stellung in der Kreml-Hierarchie waren seit Ende des zweiten Weltkrieges

Shdanow, Malenkow, Molotow und Berija.

Die durch natürliche Verschiedenheit der Charaktere dieser Männer bedingten Sympathien und Antipathien mögen dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben. Das geschieht sehr häufig in der großen Politik und führt bei geschickter Verschleierung oft zu für Außenstehende nicht erklärbaren Entwicklungen. Die verblüffenden Erfolge der sowjetischen Politik seit Kriegsende sind nicht zuletzt auf die völlige Geheimhaltung der Gegensätze im Kreml, mit verschiedenen politischen Konzeptionen, zurückzuführen.

Bezieht man das Jahr 1947 als Ausgangsposition für eine Untersuchung der Auswirkungen innerer Machtkämpfe im Kreml auf die Politik der UdSSR, insbesondere auf die Außenpolitik, so kann für damals folgende Konstellation als sicher angenommen werden:

Auf der einen Seite stand Shdanow mit seiner Doktrin von den „Zwei Welten", als Befürworter einer aggressiven Außenpolitik, besonders in Europa. Schon vor Beginn der deutsch-russischen Auseinandersetzung hatte dieser bedeutendste Parteitheoretiker in der Sowjetunion einen maßgebenden Einfluß auf das russisch-finnische Zerwürfnis, die Annektion des Baltikums, und man sagt ihm überdies eine Beteiligung an der Festlegung der Richtlinien zu, mit denen 1940 Molotow nach Berlin gesandt wurde. Damals war es auch, daß Berija und Shdanow — bis dahin außenpolitische Gegenspieler — in ihrer gemeinsamen Feindschaft gegenüber Deutschland zusammenwirkten. Ende September 1947 führte Shdanows Politik zur Gründung des Kominform, und bei der Berliner Blockade soll er sogar — gestützt auf einen beachtlichen Rückhalt in der Armee — eine militärische Aktion befürwortet haben. Shdanow stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und galt allgemein als prädestinierter Nachfolger Stalins. Um diese Stellung rang er fast zwei Jahre mit Malenkow, der auch außenpolitisch einer seiner ärgsten Rivalen war. In der Europa-Politik gehörte Malenkow zu den Anhängern einer gemäßigten Richtung deshalb, weil sein Augenmerk auf Ostasien gerichtet war. Als Shdanows unkluge Kominform-Politik zum Abfall Titos führte, die Blockade Berlins scheiterte und die Entwicklung in China Malenkow auch dort Recht gab, fällt Malenkows Wiederauftauchen mit dem Anfang von Shdanows Abstieg zusammen. Berija, der bei der Beilegung des Berliner Streitfalls — wie wir noch sehen werden — wahrscheinlich eine maßgebende Rolle spielte, stand auf der Seite Malenkows, während Molotow gegen letzteren, ebenso wie gegen Shdanow, eine Rivalität gehabt haben soll. Wurde Malenkow von 1947 bis Anfang 1948 in der Sowjetpresse kaum genannt, so behauptet er nach Shdanows mysteriösem Tod am 3. 8. 48 — für den ihn Berija kurz nach Stalins Hinscheiden verantwortlich machte — seinen Platz in unmittelbarer Umgebung des allmächtigen

Diktators. Es scheint fest zu stehen, daß nicht Trumans „Eindämmungspolitik" die Russen zu einem Nachgeben in Europa veranlaßte, sondern daß Malenkows Sieg, mit seinem sowjetischen „Asia first", über Shdanows europäische Aggressionspolitik, die sowjetische Expansion, nach dem Erfolg Mao Tse Tungs, nach Ostasien ableitete. Die Rollen Stalins und Molotows scheinen mehr einem Lavieren zwischen den beiden herrschenden Auffassungen entsprochen zu haben.

Dem Tode Shdanows folgte die Beseitigung vieler seiner Anhänger aus ihren Aemtern. Als auch das Verschwinden des sowjetischen Chefplaners Wosnessenskij — neben Shdanow Hauptbefürworter einer aggressiven Außenpolitik — bekannt wurde, war klar, daß sich die Gruppe Malenkow durchgesetzt hatte. — Bezeichnend ist, daß aber erst kurz vor Bekanntgabe der „Aerzteverschwörung" der erste offene Angriff der „Prawda" gegen Wosnessenskij erfolgte. — Es scheint festzustehen, daß von 1949 bis zum Sommer 1950 unter der sowjetischen Führung bezüglich der Außenpolitik Einstimmigkeit geherrscht hatte. Da erfolgte im Juni 1950 der sowjetische Ueberfall auf Südkorea, für den M a l e n k o w verantwortlich gemacht werden kann. Das Verhältnis Berijas zu ihm — bis dahin unerschüttert — erleidet eine erste Trübung, denn Berija, als Verantwortlicher für die Atombombenproduktion, konnte den Zeitpunkt dieser Angriffshandlung niemals gutheißen. (Damals muß Berijas heimliche Fühlungnahme mit dem Westen, die 1948 mit seinem und seines Freundes Abakumow Besuch in Berlin begann, konkretere Formen angenommen haben.) Malenkows dramatische Ausführungen am Abend des 8. Juli enthielten dann auch auffälligerweise die Bezichtigung Berijas, vorsätzlich die sowjetische Atomprojekte sabotiert zu haben. Nach den gleichen Worten Malenkows hatte Berija außerdem General Mc Arthur mit Informationen beliefert, die die amerikanischen Truppen in den Stand setzten, in Nordkorea einzudringen, und die nordkoreanische Armee auszuradieren. (Die durch nichts gerechtfertigte plötzliche Zurücknahme der amerikanischen Truppen am Yalu und die Absetzung Mc Arthurs, sind immerhin geeignet, diese Beschuldigung — unwahr oder wahr — in ein interessantes Licht zu rücken. Später ereignete sich ein Parallelfall, als auf dem Höhepunkt der heimlichen Auseinandersetzung zwischen Berija und Malenkow die Truppen Ho Chi Minhs zurückgepfiffen wurden, die sich gerade anschickten, die Franzosen aus Indochina hinauszuwerfen.)

Mitte 1952 verschlechtert sich Stalins Zustand wesentlich, und in dem Maße wie seine Gesundheit abnimmt, nehmen die Diadochenkämpfe im Kreml zu. Das ehemalige Freundschaftsverhältnis Malenkow — Berija zerbricht völlig, als Malenkow eine nationalistische Verschwörung in der Heimat Berijas, Georgien, wahrnimmt, um dort eine Anzahl treuer Berija-Anhänger durch seine eigenen Gewährsleute zu ersetzen. Malenkow wollte sich wahrscheinlich dafür rächen, daß Berija als Chef der gesamten Sicherheitsstreitkräfte die beiden Teilministerien, das Innen- und Staatssicherheitsministerium, mit zwei seiner Landsleute, Kruglow (Krugolidse) und Abakumow (Aba-Kum), besetzt hatte. Im Herbst 1952 wird Abakumow, der Berija treu ergeben war und ihn 1948 noch in Berlin begleitet hatte, wahrscheinlich auf Betreiben Malenkows, bei einer neuerlichen Säuberung in Georgien verhaftet, kann aber im Januar 1953 mit Hilfe Berijas über die Türkei nach dem Westen fliehen. Malenkow besetzt im November 1952 das verwaiste Staatssicherheitsministerium mit seinem Vertrauensmann I g n a t i e w. Berija weiß, daß der entscheidende Gang mit Malenkow nicht mehr hinauszuschieben ist, und fängt an eine lange Liste von politischen Fehlern und Irrtümern zu sammeln, die sich Malenkow als Vertrauter Stalins in den letzten Jahren zu Schulden kommen ließ. Berija war so töricht, aufzuzählen, welche Fehler mit Stalins Einverständnis begangen wurden. Es dauerte nicht lange, und Malenkows Spione im Sicherheitsministerium brachten Berijas Sammlung in Erfahrung. Auf dem 19. Parteikongreß, im Oktober 1952, versucht der bedrohte Malenkow seine Position zu festigen, und er kann einige Anhänger Berijas zu Gunsten seiner eigenen Gefolgsleute verdrängen. Das genügt ihm jedoch nicht. Er versteht es, Stalin klar zu machen, daß Berijas ehemals rechte Hand, Abakumow, ein Verräter im amerikanischen Sold sei, und erlangt damit — wie schon oben dargestellt — über I g n a t i e w, der Sicherheitsminister wird, Einfluß auf den Polizeiapparat. Als Malenkows Machenschaften nach unten durchsickern, kann er nicht mehr verhindern, daß auch seine Mittäterschaft bei der schmutzigen Mordaffaire um Shdanow bekannt wird. Nach der beliebten Methode „haltet den Dieb", veranlaßt Malenkow seinen Mittelsmann I g n a t i e w, eine nachträgliche Untersuchung

vorzunehmen. Am 13. Januar 1953 führt das zur Entdeckung des Mordkomplotts jüdischer Aerzte und laut „TASS" gestanden die Verbrecher, „daß sie, als der Genosse A. A. Shdanow erkrankte, eine falsche Diagnose stellten, den vorhandenen Herzinfrakt verschwiegen, eine bei diesen schweren Leiden unzulässliche Behandlungsmethode verordneten und auf diese Weise Genossen A. A. Shdanow töteten." Um die Armee — die im Ringen zwischen Malenkow und Berija bisher eine neutrale Stellung eingenommen hatte, für sich zu gewinnen, ließ Malenkow die Bekanntgabe einer geplanten Ermordung von f ü n f hohen Armeeführern mit dem Aerztekomplott verbinden, und die Verantwortung der Sicherheitsbehörde, das heißt Berija, unterschieben.

Der jüdische Mordanschlag ließ damals die Leidenschaften in der ganzen Welt hohe Wellen schlagen und man war versucht, auf eine grundsätzliche Wandlung Stalins dem Judentum gegenüber zu schließen, zumal der „Prager Prozeß" den Aerztebeschuldigungen vorausgegangen war. Wenn auch die Zusammenhänge, die zur Verurteilung Slanskys führten, bis heute noch nicht im einzelnen ursächlich bekannt sind, so ist doch hier deutlich die Hand Malenkows zu verspüren, schon deshalb, weil im „Prager Prozeß" gegen eine Reihe wichtiger direkter Agenten des sowjetischen Sicherheitsministeriums Anklage erhoben wurde. Jedoch waren bis dahin von Malenkow keine antizionistischen Ressentiments bekannt, und man geht nicht fehl in der Annahme, daß er über die zionistischen Agenten niemand anders, als B e r i j a treffen wollte. Das bestätigte der „Intelligence Service", London, als er zur Aerzteverschwörung — die auch die Ermordung des Marschalls Koniew zum Ziele gehabt haben soll — wie folgt Stellung nahm: „Malenkows Antisemitismus sei nur ein Ausdruck seiner Verärgerung über die Annäherung zwischen der von Berija geführten NKWD und der stark westlich orientierten Gruppe um Marschall Koniew". Und im „The Observer", London, 18. 1. 53 schrieb Richard Lowenthal: „Wir scheinen, wie hinter einem dunklen Fenster, verschwommen die Schatten einiger der sowjetischen Führer zu erkennen, die sich im Kampf auf Leben und Tod eng umklammert halten". —

B e r i j a s Sicherheitsdienst war also nicht in der Lage gewesen,

1. Das Leben und die Sicherheit höchster sowjetischer Militärs zu schützen,
2. das Eindringen zionistischer Agenten in den sowjetischen Führungsapparat zu verhindern, und
3. die Infiltrierung des Sicherheitsdienstes durch amerikanische Provokateure unmöglich zu machen.

Grund genug für Malenkow zum letzten entscheidenden Schlag auszuholen. Er begab sich im Februar zu Stalin und berichtete ihm von Berijas Verfehlungen. Er unterschob ihm auch die Schuld für die Schwierigkeiten des Kreml in Rot-China. Ebenso stellte er Berijas Verantwortung für das Scheitern des von Stalin 1947 selbst angeordnete „Sanga-Atom-Projekts fest, das auf Grund forcierter Entwicklung und mangelhafter Konstruktion zusammengebrochen war. S t a l i n entschloß sich nach Anhören Malenskows zur Entlassung B e r i j a s aus allen seinen Aemtern. Er stimmte damit überein, daß Berija eine Gefahr für die Sowjetunion bedeute. Stalin gab Malenkow zu verstehen, daß er dies Berija selbst mitteilen würde. Kurze Zeit später starb Stalin, ohne sein Vorhaben ausgeführt zu haben.

Damit hatte Berija eine Chance. Er nützte sie. In Gegenwart von Molotow, Bulganin, Kaganowitsch, Chrutschew, Woroschilow und Mikojan enthüllte er wenige Tage nach Stalins Tod die Manöver Malenkows, und machte ihn für die Desorganisation der Sicherheitspolizei und das koreanische Abeuteuer verantwortlich. Am Schluß schleuderte er Malenkow die wahren Begebenheiten um Shdanows Tod ins Gesicht. Die Anwesenden waren erschüttert, doch Malenkow begann sofort mit seiner Selbstverteidigung. Sein alter Gegner, Molotow, trat dazwischen, und forderte zur Einmütigkeit auf. Nach der Zusammenkunft wurde Berija Innenminister und Leiter des Staatssicherheitsdienstes. I g n a t i e w, Malenkows Schützling, mußte gehen. Die „Prawda" nannte dies später „karrieristische Machenschaften" Berijas.

Molotows Lektion hatte vorläufigen Erfolg, aber im April setzt das zähe Ringen zwischen Berija und Malenkow von Neuem ein. Berija, dessen Stellung natürlicherweise an der Peripherie des sowjetischen Machtbereichs und in den Satelliten sehr stark sein mußte, festigte sich dort noch mehr, nachdem er die Anhänger Malenkows aus Estland, Lettland, in der Ukraine und Transkausien vertrieb. In der Ukraine war es be-

sonders die Ersetzung von Melnikow (Vertrauensmann Chrutschews) durch Maschik, und in Georgien die Ernennung Dekanosows (Verrauensmann Molotows) zum Innenminister, die Aufsehen erregten. Jetzt konnte Berijas Spiel mit dem Westen wieder in Gang kommen. In den ersten Tagen des April flüchtet der langjährige Privatsekretär Stalins, seit 30 Jahren sein intimster Freund und engster Berater, Generalmajor A. Poskrebyschew nach dem Westen. Wie Malenkow am 8. Juli enthüllte, geschah dies auf Veranlassung Berijas, und unter Mitnahme gefälschter Dokumente, um die Sowjetregierung zu verleumden. Die Flucht, die man später mit den Berliner Demonstrationen in Verbindung brachte, rief besonders in Armeekreisen starke Unruhe hervor, da Proskrebyschew seinerzeit im Verein mit Berija die führende Rolle bei Shukows Sturz gespielt hatte. Gleichzeitig fanden in den fernöstlichen Militärbezirken Auflehnungen der Armee statt, die von Anhängern Shdanows angezettelt worden sein sollen.

M a l e n k o w ist inzwischen in M o s k a u nicht untätig. Er rät Chrutschew, Kaganowitsch und Mikojan von einer Verbindung mit Berija ab und versucht sich mit Molotow auszusöhnen. Hatte Malenkow noch während der antizionistischen Kampagne von der Peripherie her auf das Zentrum hin gegen Berija zu wirken versucht, so schlägt er jetzt den umgekehrten Weg ein. Am 16. April 1953 erscheint in der „Prawda" ein Artikel „Kollektivität — höchstes Prinzip der Leitung der Partei." Als sich nach Berijas Sturz ein anderer Aufsatz der „Prawda" auf diese Ausführungen bezog, wußte man, daß er gegen Berija gemünzt war.

Berija mußte vor allen Dingen versuchen, den Fluch der „Aerzteverschwörung" von sich zu schütteln, und durch ein physchologisches Manöver den Verdacht der Armee zu zerstreuen. Das veranlaßte ihn zur Rehabilitierung der Aerzte-Verschwörer, die am 4. April erfolgte. Die „Prawda" stellte in ihrer Ausgabe vom 6. April ausdrücklich fest, daß ein unrichtiges Gutachten über die seinerzeit bei A. S. Schtscherbakow und A. A. Shdanow angewandten Behandlungsmethoden abgegeben wurde. Politisch war dieser Schritt Berijas falsch, rehabilitierte er damit ja indirekt Malenkow.

Mitte Juni arrangierte Berija sein kühnstes, gewagtestes und verhängnisvollstes Manöver. Um einen Beweis für Malenkows schädliche Politik zu liefern, organisierte er in U e b e r e i n k u n f t m i t d e m W e s t e n die Berliner Demonstrationen, die später in eine wirkliche Erhebung der deutschen Bevölkerung ausliefen. Berija mußte, um diesen Coup starten zu können, zunächst seinen Vertrauensmann Semjonow wieder in seine alte Stellung als Berater des sowjetischen Hochkommissars in Deutschland hineinbringen, aus der er von einem Mann Malenkows, J u d i n, am 21. April verdrängt worden war. Mit Hilfe Molotows kehrte Semjonow am 28. Mai als Hochkommissar nach Berlin zurück und löste den als äußerst brutal bekannten Tschuikow ab. Damit stand Berijas Plänen in Berlin nichts mehr im Wege, besonders nachdem ihm Zaisser und Semjonow versichert hatten, daß sie die Aktion in ihrer Hand behalten würden. Am 16. Juni begannen wie vorgesehen die Demonstrationen doch am 17. Juni waren sie den Sowjets entglitten. In jenen Stunden nun erwartete die gesamte antikommunistische Welt eine entscheidende Aktion des Westens. Nichts geschah, im Gegenteil, in Asien sicherten die UN durch die Vorbereitung des Waffenstillstands in Korea die Ostflanke der Sowjetunion, und in Berlin übten die westlichen Besatzungsmächte u n d d i e w e s t d e u t s c h e n R e g i e r u n g s s t e l l e n eine solche Zurückhaltung, daß sie der West- und Ostbevölkerung in vielen Fällen völlig unverständlich erschien. Das ging soweit, daß die Amerikaner für US-Bürger, die sich in Europa aufhielten, ein Einreiseverbot nach Berlin verhängten und daß man es zuließ, daß in der Nacht vom 17. zum 18. Juni das in Westberlin stehende Waggonmaterial der S-Bahn in den Ostsektor abgeschleppt wurde!! Heute m u ß offen ausgesprochen werden, daß dies nur in geheimer Uebereinkunft zwischen Westen und Osten möglich gewesen sein kann, deshalb, weil der Westen Berijas gewagtes Berliner Spiel zu stützen bereit war. Möglicherweise war der 17. Juni 1953 die allerletzte Chance der nichtkommunistischen Welt. Daß die Gelegenheit durch ein Komplott der uns allzu bekannten Drahtzieher verhindert wurde, macht diesen Tag zum tragischsten Ereignis der gesamten Nachkriegsgeschichte unseres Volkes, und n i c h t zu einem Feiertag, zu dem ihn die grenzenlose bonner Verblendung deklariert. Der unvorhergesehene Verlauf der Berliner Ereignisse veranlaßte Berija, seine ständige Wohnung aus dem Kreml in sein Haus in die Sadowaja-Straße zu verlegen. Malenkow dagegen verließ auch jetzt nicht den Regierungssitz und da er schon seit Wochen seinen pri-

vaten Wohnsitz in der Moshaisk-Straße, in einem Moskauer Vorort, nicht mehr aufgesucht hatte, verdichteten sich die Gerüchte, die von seiner Ermordung wissen wollten.

Berija war entschlossen nunmehr zu handeln. Er wollte Malenkow verhaften lassen, eine zeitweilige Sowjetregierung mit sich selbst an der Spitze einsetzen und weitreichende Reformen verkünden. Er beorderte eine Spezialtruppe der Sicherheitspolizei aus dem Kaukasus nach Moskau und stützte sich dabei auf Molotow und einen seiner Günstlinge, Kruglow. Doch Molotow, der selbst in die Shdanow-Affaire verwickelt war, versagte im entscheidenden Moment seine Hilfe. Malenkow bekam von der gegen ihn vorbereiteten Aktion Kenntnis und beauftragte sofort Kruglow das Haus in der Sadovaja-Straße zu umstellen, ohne jedoch Berija sogleich zu verhaften. Malenkow wußte, daß er Berija würde ohne die Zustimmung des Zentralkomitees der KPdSU kaum ins Gefängnis bringen können. Am 8. Juli berief er eine Sondersitzung des Zentralkomitees ein und entwikkelte vor diesem Forum in heftigster Weise seine Angriffe gegen Berija. Chrutschew unterstützte Malenkow nachdem dieser die Anwesenden von Stalins damaligen Entschluß, Berija zu entlassen, in Kenntnis gesetzt hatte. Kruglow wurde beauftragt, Berija zu verhaften und ihn in das Lefortovo-Gefängnis zu überführen. Am nächsten Tage versammelten sich in der Säulenhalle des Gewerkschaftshauses in Moskau 2000 Mitglieder des Obersten Sowjet. Der Erste Sekretär des Moskauer Parteikomitees, Michailow, trug der Versammlung den Beschluß des Zentralkomitees vor. Molotow und Ponomarenko verlangten die Bestätigung, während die Menge den Tod des Verräters forderte.

Von den vielen — teilweise unsinnigen — Anschuldigungen gegen Berija sei nur eine besonders hervorgehoben. Glaubt man Malenkows Worten, verpflichtete sich Berija westlichen Agenten gegenüber, den sowjetischen Einflußbereich auf die Grenzen von 1941 zurückzunehmen, d. h. Aufgabe der Satelliten. Nun hatte am 4. Mai 1953 auf dem Höhepunkt des Kampfes zwischen Berija und Malenkow, als es schien, daß der allmächtige Polizeichef das Uebergewicht erlangen würde, Walter Lippman, das Mundstück Baruchs, in der „New York Herald Tribune" in einem sensationellen Artikel gerade über diese These aus der Schule geplaudert. Lippman hatte festgestellt, daß den nationalen Interessen der Sowjets durch einen Rückzug aus Mittel- und Osteuropa am besten gedient wäre. Der Weg dazu sei nicht eine amerikanische „Befreiungspolitik" — gegen die der Baruch-Freund Churchill im Westen am stärksten Sturm läuft — sondern daß der Titoismus auch in den Kreml einzöge. Hat nicht Tito immer behauptet, daß er der wahre Verfechter des Kommunismus ist? Bringt man Malenkows Anklage gegen Berija und Lippmans Artikel auf einen Nenner, so findet man nicht nur das bedeutendste Kapitel Weltpolitik vor sich aufgeschlagen, sondern erhält auch möglicherweise eine Erklärung für die Ereignisse des 17. Juni 1953.

Der Ausgang des jetzt angebrochenen Kampfes zwischen Molotow und Malenkow dürfte auch über Herrn Lippmans Hoffnungen entscheiden.

27. Juli 1953.

Erwin F. Neubert.

Das Buch

Gedanken zu einem Buch

Einmal war die deutsche Theologie durch Adolf v. Harnack, Rudolf Otto, Arthur Drews und viele andere leuchtende Geister, so verschieden sie von einander in ihren Ausgangsvoraussetzungen und Methoden auch sein mochten, auf dem Wege, zu einer echten, frommen Gotteskunde, zu einer ernsten und gütigen Erforschung der vielfältigen Erlebnisformen des Göttlichen in der Menschenseele zu werden. Die vergleichende Religionswissenschaft — heute in Deutschland praktisch erstickt und von den Universitäten wieder verdrängt — hatte, zuletzt noch durch Bornhausen und Hermann Mandel eine wundervolle Blüte gezeitigt und den Weg zu arteigenen Erlebnisformen des Göttlichen geöffnet. Dann aber, als schon der Absolutheitsanspruch des Christentums überwunden und der Weg zu einer dogmenlosen Frömmigkeit aufgerissen schien, brach wie ein Nachtmahr die zelotische Schule Karl Barths aus der Tiefe eines innerlich unwahren und verbohrten Biblizismus auf. Sie kristallisierte sich in der sog. Bekennenden Kirche, und brachte einen brutalen Obskurantismus, dessen sich selbst das 17. Jahrhundert geschämt hätte, nach oben. Sie verkündete den „Anspruch des christlichen Glaubens, in der Gottesoffenbarung an Jesus Christus die abschließende, vollkommene und ausschließlich vollkommene Wahrheit zu besitzen"; sie erklärte, Christus fordere Glauben und damit sei „jede weitere Untersuchung, ob ... wahr sei, was die Bibel und die Christen von Jesus aussagen ..., durch den Charakter des Glaubens selbst ausgeschlossen." (Emil Brunner, 1926). Sie versuchte damit, Jahrhunderte der Forschung über die Entstehung der biblischen Schriften, über die Persönlichkeit Jesu und über die Zusammenhänge der Entstehung des Christentums mit den religiösen Welten seiner Zeit einfach zu streichen und den freien Menschengeist zugunsten ihrer Dogmen, von denen die Wissenschaft längst keinen Stein auf dem anderen hat stehen lassen, in unwürdige Ketten zu schlagen. Das Jahr 1945 wurde das Jahr der Machtergreifung dieser Richtung in der evangelischen Kirche, die man mit der Uebernahme aller theologischen Zeitschriften, mit der Amtsentsetzung aller selbständig denkenden Pfarrer und theologischen Hochschullehrer und einer Diktatur der „Bruderräte" der Bekennenden Kirche, während man zugleich mittels der Spruchkammern, die den Kirchenaustritt als schweres Verbrechen behandelten, zehntausende von Familien in ihrem Gewissen vergewaltigte und aus Nahrungsrücksichten in die Kirche zurückzukehren zwang. Inzwischen ist man in Westdeutschland zur offenen Ketzerverfolgung vorgeschritten: dem Marburger Theologie-Professor Bultmann, der den Lehrstuhl für Wissenschaft des Neuen Testamentes dort inne hatte, und es wagte, eine „Entmythologisierung" der Jesus-Berichte, ein der Vernunft einleuchtendes Christentum zu fordern, ist im Januar 1952 vom Bruderrat der württembergischen Landeskirche als Ketzer angeklagt und seine Theologie verworfen worden.

In dieser Nachtstunde der Seele unseres Volkes leuchtet auf einmal ein kleines, tapferes Licht auf. Ein Unbekannter, Heinrich Ackermann, veröffentlicht im Verlag „Musterschmidt", Wissenschaftlicher Verlag, Göttingen, ein kleines, inhaltlich überreiches Buch: „Jesus, seine Botschaft und deren Aufnahme im Abendland", das ein Weckruf wie kaum ein anderer werden kann. Auf 250 Seiten mit einem sehr soliden wissenschaftlichen Apparat untersucht der Verfasser, was wir nun wirklich über Jesus und seine Botschaft wissen. Mit Recht scheidet er das formschöne Johannes-Evangelium als wissenschaftliche Quelle gemäß der Ueberzeugung aller Sachkenner aus — es ist ein religiöser Roman, fast hundert Jahre nach Jesu Tod geschrieben, und zwar von einem Manne, der Palästina nicht einmal selber gekannt hat (also gewiß nicht mit dem Lieblingsjünger Johannes identisch war) — die Reisen, die er Jesus machen läßt, hätte dieser in der vom Evangelisten angegebenen Zeit nicht einmal mit dem Motorrad schaffen können. H. Ackermann untersucht dann die Synoptiker (wobei er merkwürdigerweise die Untersuchungen von Arthur Drews in „Die Christusmythe" und „Das Markus-Evangelium" nicht berücksichtigt) und kommt auf eine kurze Spruchquelle und einen Ur-Markus; obwohl er die zahllosen astrologischen und mythologischen Parallelen in

den Evangelien nicht heranzieht, bei deren Berücksichtigung der Bestand des glaubhaft über Jesus Berichteten noch viel mehr zusammengeschrumpft wäre, kommt er zu der Erkenntnis, daß man darauf „wird verzichten müssen, aus den Evangelien so etwas wie eine lebensgeschichtliche Entwicklung von Jesu seelischem Wesen herauszulesen". Immerhin zeigt er deutlich, wie viele Dinge der Evangelienerzählungen ungeschichtlich sind — die Volkszählung, zu der Joseph und die Seinen gen Bethlehem gezogen sein sollen, die Flucht nach Aegypten, der Stern über Bethlehem — alle diese Dinge haben nie bestanden, sondern sind nur konstruiert, um zu zeigen, daß „die Schrift erfüllet ward." Er untersucht auch die galiläische Herkunft Jesu, lehnt die Theorie, ab, daß er „arischer" Herkunft gewesen sei, obwohl seine Lehre, durchaus im Rahmen des frommen Judentums, allerlei indogermanische Einflüsse aufgenommen hat; einen nordischen Einfluß in der Bevölkerung des „Heidengaues" Galiläa und auch in der Familie Jesu will Ackermann nicht bestreiten. Von höchster Wichtigkeit aber ist, daß er den Fund von Ain Feschka bekannt macht, den gewisse Theologen am liebsten in der Höhle, in der er lag, wieder begraben hätten. „Die Handschriften der Höhle Ain Feschka ergaben so auffällige Aehnlichkeiten mit dem Urchristentum, Aehnlichkeiten nicht nur der Lehren, sondern auch des als Messias angesehenen Lehrers, daß an den Einflüssen dieser essenischen Sekte wie überhaupt an dem Einfluß des Essenertums auf die Entstehung des Christentums nicht mehr gezweifelt werden kann ... Nach Dupont-Sommer (dem ersten Bearbeiter dieser in verpichten Tontöpfen in der Höhle Ain Feschka gefundenen Handschriften) hat ein Lehrer der Gerechtigkeit, der in den Handschriften, wie später Jesus der Auserwählte Gottes genannt wird, etwa um 103 v. Chr. eine Glaubensgemeinschaft gegründet, die sich die Gemeinschaft des Neuen Bundes nannte ... Der Lehrer der Gerechtigkeit ... wandte sich besonders an die Armen. Ganz erfüllt von dem (iranischen) Endglauben ... verkündigte er das Ende des gegenwärtigen Zeitalters durch ein Weltgericht ... Der Lehrer und seine Gemeinschaft kämpften vor allem gegen einen ruchlosen Priester ... Dieser ruchlose Priester ließ den Lehrer der Gerechtigkeit etwa im Frühjahr des Jahres 63 vor Christus verhaften, wahrscheinlich vor ein Priestergericht stellen und nach Entkleidung und Folterung zum Tode verurteilen ... Nach seinem Leiden und Tode wurde der Lehrer der Gerechtigkeit seinen Jüngern zum Auserwählten Gottes und zum Messias, der als Weltrichter wiederkehren werde ... Bei diesem sollten nur die Gerechten, die zum Neuen Bunde gehörten, gerettet werden, während alle Ungerechten untergehen sollten ..."

Selbst die Lehre von der Dreieinigkeit — Gott, der auswählte Gesalbte („Lehrer der Gerechtigkeit") und der Heilige Geist — findet sich schon in diesen Schriften, die 40 Jahre älter sind als die Geburt Christi, denn die jüngste dieser Handschriften ist um 40 vor Christus verfaßt, 35 nach Christus ist diese Gemeinde, die zeitweilig in Damaskus lebte, nach Judäa zurückgekehrt, nach der Zerstörung Jerusalems (70 nach Chr.) dürfte sie ihre Schriften in der Höhle Ain Feschka verborgen haben. Was aber bleibt dann von der Einzigartigkeit des Christentums?

Sehr feingeistig arbeitet dann Ackermann die Botschaft Jesu heraus, der durchaus sich anfangs auf das jüdische Volk beschränkte; „man muß sich daran erinnern, daß nach Julius Wellhausen wie nach Rudolf Bultmann Jesus kein Christ gewesen ist, sondern ein Jude" (S. 59). Er setzt hinzu, daß obwohl Jesus an das nahe bevorstehende endzeitliche Kommen Gottes und an die Existenz des Satan fest glaubte, sein eigentliches Anliegen, seine Botschaft doch die gehorsame und vertrauensvolle Hingabe des Menschen als Geschöpf an den Schöpfergott — der durchaus semitisch als transzendentaler, außerweltlicher Gott, nicht etwa indogermanisch als weltinniger, immanenter Gott verstanden wird — sei. An sich selbst als einen Sohn Gottes hat er nicht geglaubt. Er steht an der äußersten Grenze des Judentums. „Für Jesus ist Gott kaum noch der hebräische Jahwe", sondern der „Vater in den Himmeln". „Dieser Vatergott ist nicht mehr der Stammesgott der hebräischen Geschichte, nicht mehr wie bei manchen Propheten ein Herr und Richter der Völkergeschichte, sondern ein zugleich richterlicher und väterlicher Gott der einzelnen Menschen, die seinen Willen tun und auf den Anbruch seines Reiches warten."

H. Ackermann zeigt dann in einer glänzenden Darstellung, wie diese schlichte und ergreifende Botschaft des jungen Handwerkers aus Galiläa schon in den Evangelien mit Lehren beladen wird, die ihr ganz fremd waren. Er zeigt dann vor allem, wie Paulus eine völlig neue Religion daraus gemacht hat, den Prediger Jesus zum Gottessohn erhebt, der für die Sünden der Menschen stellvertretend sich selber als blutiges Opfer darbringt, wie gerade er, der eigentliche Schöpfer der späteren Kirche, den Glauben an die behaupteten geschichtlichen Ereignisse der wunderbaren Geburt, der

Wundertaten, des Todes und der Auferstehung zu „Wahrheiten des Glaubens" erhebt, an die man glauben müsse, wenn man nicht verloren sein wolle. Und mit feinen, verständnisvollen Zügen zeigt er, daß gegen die schlichte fromme Sendung und Botschaft des Menschen Jesus der so andersartige indogermanische Geist sich nie gewandt habe — während die ganze Geistesgeschichte Europas ein verzweifelter Kampf gegen die seelische Vergewaltigung durch das ist, was man als dogmatischen Ueberbau über dieser Lehre eines fremden, aber liebenswerten Predigers errichtet hat zu einer wahren Zwingburg fremden Seelentums. Dieses Buch von Ackermann ist mitten in der geistigen Nacht dieser Zeit ein helles, tapferes Licht, gütig zugleich und klar — ein Trost den gequälten Seelen und eine Fackel im Ringen gegen die eigentliche „Macht der Finsternis", die Obskuranten, die ein frommes Seelentum durch ihre Lehre von Gott aussprechen.

Prof. Johann von Leers.

Karl Heim: Jesus der Weltvollender. Der Glaube an die Versöhnung und Weltverwandlung. Furche-Verlag Hamburg. 248 Seiten.

Das vorliegende Werk des Theologie-Professors Dr. Karl Heim ist der dritte Band seines im gleichen Verlag erschienenen Gesamtwerkes „Der evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart", in dem der auf der Höhe philosophischer und naturwissenschaftlicher Bildung stehende Verfasser in sechs Bänden mit dem ganzen Rüstzeug des 20. Jahrhunderts die religiöse Welt des 17. Jahrhunderts verteidigt. Er glaubt fest an den Satan und schreibt: „Der satanische Wille ist nicht ein Wille, der uns von außen beeinflußt und verführt ... Er ist vielmehr mit unserem innersten Wollen eins." In diesem Sinne wendet er sich scharf gegen indogermanische Frömmigkeit (Karma, griechische Tragödie, Edda, Goethe) und stellt den Schuld-Begriff als Urschuld und „Teilnahme an der Revolution Satans gegen Gott" in den Mittelpunkt. In diesem Sinne ist ihm der Tod Christi nicht stellvertretendes Leiden, sondern Besiegung des Satans. Dabei aber ist ihm „Der Teufel dennoch Gottes Teufel". Daß dies mit der Logik nicht vereinbar ist, erkennt er selber an. Aber da beginnt der „Glaube". Besonders „satanisch" erscheint ihm der Nationalsozialismus und jene Versuche, zu einer arteigenen Religiosität aus dem Wesen unseres rassebedingten religiösen Empfindens zu gelangen, wie fromm und innerlich sie auch sein mögen. Gott ist ihm wesensgleich mit dem Gott des Alten Testamentes — und einen anderen Gott gibt es für ihn nicht.

Unzweifelhaft ein glänzender Stilist negiert der Verfasser, was nicht in sein Bild paßt — so die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bibelkritik, die deutlich nachgewiesen hat, daß etwa das Evangelium Johannis ein später religiöser Roman ist, der zur Deutung der Gestalt Christi überhaupt nicht herangezogen werden kann; daß zahllose biblische Berichte Mythen oder astrologische Gleichnisse sind (was schon Arthur Drews in seinem „Christusmythus" deutlich macht), die Funde von Ain Feschka, das alles wird beiseitegeschoben und sogar die „Offenbarung Johannis", offenbar ein Erzeugnis eines exaltierten Geistes, und das Buch Daniel herangezogen. So verheißt der Verfasser dann auch der Welt eine wirkliche Herabkunft Christi zu einer wirklichen Uebernahme der Weltherrschaft und furchtbarem Gericht über alle, die nicht glauben, wie Karl Heim glaubt. Zur Feier dieser Machtergreifung werden besonders die alten „Nazis" und sonstigen „Neuheiden" schön kroß und knusprig gebraten.

Dr. v. L.

*

Hildegard Springer: Das Schwert auf der Waage. Kurt Vowinckel-Verlag, Heidelberg 1952, 271 Seiten. DM 12.50.

Dieses Buch bringt im wesentlichen den Bericht Hans Fritzsches, der durch seine frühere Sekretärin spricht — er darf wie Hunderttausende ehrliebender Deutscher ja unter seinem eigenen Namen in Deutschland keine Zeile veröffentlichen! — Dieser Bericht ist glänzend geschrieben, pointiert, mit scharfen Schlaglichtern. Ein paar Konzessionen, die wohl gemacht werden mußten, damit das Buch in der heutigen deutschen Unfreiheit erscheinen konnte, kann man wohl streichen. Dann aber wird das Bild dieses neben dem historisch berüchtigten Templer-Prozeß und dem grauenhaften Malmedy-Prozeß wohl schamlosesten Unrechtsverfahrens, aufgeführt nach dem Muster sowjetischer Schauprozesse, völlig klar. Sehr richtig sagt der Angeklagte Hans Fritzsche von jenem Prozeß: „In allem, was man mit mir trieb, erkannte ich damals Politik. Angesichts des einhelligen Verdikts der öffentlichen Meinung begriff ich, daß jede Möglichkeit einer gerechten Beurteilung meiner Handlungen in der Katastrophe meines Vaterlandes mit untergegangen war". Erschütternd ist das Bild der „gelenkten Presse", die nur gegen die Angeklagten berichten durfte, geleitet von dem internationalen Gangster Gaston Oulman, der unter Vorzensur der Anklage gestellten Rundfunksendungen des Nürnberger Prozesses, der planmäßigen Hemmung, ja Verhinderung der Verteidigung. Der Verfasser kennzeichnet geschickt auch die unnennbare Widerlichkeit der Zeugen, die für den Feind auftraten, des Gen. Lahousen, des Dr. Gisevius, dann den von Hermann Göring als „Schweinehund" gekennzeichneten SS-Obergruppenführers v. d. Bach-Zelewski, der im Grunde einer raffinierten Zeugenbeeinflussung der Anklage erlag, den Geheimrat Gauss vom A. A., der von Kempner zu eklem Verrat gezwungen wurde. Sehr klar werden die einzelnen Anklagen und Persönlichkeiten der Angeklagten herausgearbeitet. Wie in der Person Feldmarschall Keitels der soldatische Gehorsam, in der Person Kaltenbrunners einfach die politische Polizei des weltanschaulichen Gegners verurteilt wurde, wie planmäßig durch falsche Uebersetzungen (S. 159) Belastungen konstruiert wurden, wie man eine todeswürdige Schuld konstruierte, wo sie bisher kein Recht kannte, wie man einen belastenden Film konstruierte, um Walter Funk verurteilen zu können, mit welch schäbigen Gründen man Dönitz verurteilt. Dieses sachliche, gründliche nachdenkliche Buch war nötig, um die ganze Infamie des Nürnberger Verfahrens ins Licht zu stellen, das eine ehrenhafte Nation nie anerkennen darf.

H. E.

*

Walter Hagen: Die geheime Front. Organisation, Personen und Aktionen des deutschen Geheimdienstes. Veritas-Verlag, Stuttgart, 515 Seiten.

Was immer die Kritik zu diesem Buch sagen mag — und sie hat Einiges einzuwenden! — niemand wird bestreiten können, daß es so brennend interessant wie selten ein Buch aus der langsam immer mehr anschwellenden Literatur über die nationalsozialistische Zeit ist. Nach einer sehr kursorischen Schilderung dessen, was man als deutschen „Geheimdienst" verstand, entwickelt der Verfasser ein dämonisches Bild von Heydrich, dessen Farben reichlich dick aufgetragen sind, gibt eine an Hypothesen reiche Schilderung des Attentats im Bürgerbräu-Keller und eine so total verdrehte Charakterschilderung Himmlers, daß man an seiner Fähigkeit

der sachlichen Beurteilung von Menschen fast zweifeln möchte. Wäre Himmler, der ein sehr fleißiger Arbeiter, geschickter Organisator und ein Mann mit der seltenen Fähigkeit, zuzuhören und sachlich zu prüfen war, ein so verstiegener „Spinner" gewesen, wie ihn der Verfasser darstellt, wären in kurzem überall Himmler-Witze erschienen — die es in Wirklichkeit überhaupt nicht gab. Noch im tiefsten Unglück haben die meisten seiner Untergebenen ein gutes Zeugnis von der Persönlichkeit des Reichsführers SS abgelegt. Canaris wird richtig als Verräter am Reich dargestellt. Gut ist dann die Schilderung der Auflösung der Tschechoslowakei, die vor allem die inneren Probleme der sudetendeutschen Partei richtig schildert. Die Darstellung des Kampfes um Jugoslawien hätte vertieft werden können. Kroaten und Serben sind wirklich keine Brudervölker, eine gewisse Voreingenommenheit gegen den Poglavnik Dr. Ante Pavelic ist unverkennbar. Sehr lesenswert sind die Schilderungen des Abfalles von Rumänien und Ungarn; im letzteren Falle könnte manches von der allzu farbigen Darstellung des Verfassers an Hand der vorsichtigeren Schilderung des Botschafters Rahn korrigiert werden. Gut, oft im einzelnen erschütternd ist die Darstellung der Agonie des Faschismus. Die Darstellung der inneren Krise Bulgariens bis zu seinem Abfall hat schon deshalb hohen Wert, weil über dies Thema fast nichts existiert. Der Verfasser hat viel gesehen, noch mehr gehört (auch allerlei Klatsch, den er wonnig breittritt), weiß glänzend zu erzählen, aber hat wenig Kritik — die längst widerlegte Behauptung von den „Millionen Ermordeter", dann, daß Hitler keinen Widerspruch vertragen habe, der Budapester Klatsch um Szálasi (der wirklich nicht der Trottel war, wie ihn der Verfasser darstellt) und manches andere hätte fehlen sollen — es sind diese Art Klatschereien auch keine „bestechenden Hypothesen", wie der Verfasser glaubt. Aber auch wenn man das alles fortläßt, bleibt eine Darstellung, die viel Unbekanntes und Interessantes bringt und als Beitrag zur jüngsten Geschichte Wert hat.

Dr. v. L.

*

Schmeil, Allgemeine Biologie für die Oberstufe der höheren Lehranstalten. Quelle & Meyer Verlag, Heidelberg, 1951. 330 Seiten, mit 4 farbigen, 16 schwarzen Tafeln und 281 Textabb., Halbl.

Aus der altbekannten und hochgeschätzten Reihe von Schmeils Naturwissenschaftlichem Unterrichtswerk liegt uns der Band „Allgemeine Biologie" vor in der Bearbeitung von Dr. Hanns Koch, Prof. Fritz Steinecke und Prof. Joseph Straub, die Entwicklungsphysiologie bearbeitete der inzwischen verstorbene Prof. E. Rotmann. In 7 Hauptkapiteln führt es den Studierenden bezw. den interessierten Laien (welch letzteres u.E. ein wichtiger Gesichtspunkt für die Gestaltung des Anlageplanes eines solchen Werkes sein sollte) in geschickter und gründlicher Form in die Lebensprobleme des Pflanzen-, Tier- und Menschenreiches ein. Sein Ziel ist, dem W e s e n alles Lebendigen, insonderheit des Menschen, nachzuspüren. Geschickt sind hierzu aus dem Reichtum der Erscheinungen die kennzeichnenden herausgegriffen, in geschickter Reihenfolge und in übersichtlichem Aufbau aneinandergereiht, so daß jene oft aufdringliche Lehrhaftigkeit mancher pädagogischer Werke vermieden wird. Die hervorragende und reichhaltige Illustration trägt neben der anschaulichen Textgestaltung zur Lebendigkeit des Werkes bei. Eine „Erklärung wichtiger Fachausdrücke" im Anhang erleichtert die Aneignung der notwendigsten termini technici. Wenn in so treffender Weise im Kapitel „Grundfragen des Lebens" eine zusammenfassende Schau der Lebensganzheit aller organischen Vorgänge geboten wird, die mit der Feststellung beschließt, daß die biologisch-gesetzmäßige Denkweise keine Lösung, lediglich eine Aufgabe darstellt, so ergibt sich hieraus u. E. für den bedeutenden Verlag die anregende Aufgabenstellung. Autoren zu suchen für ein Lehrwerk, in dem gerade die Verflechtung aller Naturvorgänge im Sinne der hier skizzierten Lebensganzheit ausführlich aufgezeigt wird.

U. B.

Walter Görlitz und Herbert A. Quint: Adolf Hitler. Eine Biographie, Steingrüben-Verlag. Stuttgart 1952, 656 Seiten mit 24 Abbildungen und 17 Faksimiles. DM 24.—.

Was immer man im Einzelnen gegen dieses Buch einwenden kann, es ist endlich einmal eine gründliche, sachliche Studie des Lebens Adolf Hitlers — nicht, wie es bisher in Deutschland üblich war, eine öde Schimpferei und Häufung von Klatschgeschichten und Verleumdungen. Die beiden Verfasser haben vielmehr in ihrem Werk die üblen Verleumdungen und Klatschereien (etwa Hitler „habe eigentlich Schicklgruber geheißen" — in Wirklichkeit wurde schon sein Vater, der uneheliches Kind war, durch nachfolgende Ehe mit dem Namen Hitler legitimiert, er sei in seiner Wiener Zeit von Juden unterstützt worden, sei wegen Homosexualität als Soldat nicht befördert worden, und zahllose andere) sehr gründlich untersucht und ihre Unglaubwürdigkeit nachgewiesen. Die gewaltige Persönlichkeit dieses Mannes, der zuerst nach Jahrhunderten unserem Volke ein einiges Reich aller Deutschen schuf und im Kampf gegen die Mächte des Bolschewismus und seiner Verbündeten, nicht ohne eigene Irrtümer, unterging, das „okkulte Phänomen", des Mannes, der die Sehnsucht der deutschen Massen in sich zusammenballte und zeitweise mit dem deutschen Volke eine Art „corpus mysticum" bildete, wie die Verfasser sagen, tritt gut hervor. Nicht der „Verbrecher" Hitler, wie die infame Propaganda der Demokratie ihn darstellte, sondern das historische Phänomen Hitler wird herausgearbeitet, mit einer Gründlichkeit und Genauigkeit, für die wirklich die Verfasser Dank verdienen. Dabei sind sie Gegner Hitlers, stehen gefühlsmäßig dessen konservativen Gegnern nahe, zeigen typisch christliche Verengungen des Gesichtsfeldes, so ihre Verständnislosigkeit für Hitlers Kampf gegen das Judentum — aber auch wenn man das alles berücksichtigt, ist hoch anzuerkennen, mit welchem Willen zu einer anständigen Sachlichkeit sie ihre Darstellung geschaffen haben. Die rein militärische Opposition gegen ihn und die Mißgriffe in seiner Führung, vor allem im Rußlandfeldzug und in der Rußlandpolitik, wird klar herausgearbeitet — aber offener Landesverrat findet keine Entschuldigung. Für den alten Nationalsozialisten ist der erste Teil bis zur Machtergreifung, der sehr groß geraten ist, besonders interessant, noch mehr die Erkenntnis, daß die Idee des Nationalsozialismus zu den „Ideen der Zeit" gehörte und auf den „Hitlerismus" verengt worden ist, als Hitler sie zum Siege führte. Richtig gesehen ist auch, daß Hitler wie ein „Feldherr Psychologos" es verstand „seine Gefolgschaft mit einem Mythus zu erfüllen ... dem Mythus vom Reich, dem Mythus von der germanischen Gefolgschaftstreue, vom Lebensraum, vom Rechtsempfinden des Volkes, von der jüdischen Weltherrschaft (die nun durchaus kein Mythus, sondern furchtbare Realität ist!) und von der tragischen Rolle der Deutschen". Er gab unserem Volke zum ersten Mal einen Sinn — das Reich als Sache des Volkes. Falsch gesehen aber ist, daß Hitler nur „immer sich und seinen unbändigen Willen zu Macht" hatte. In Wirklichkeit war er selber völlig erfüllt vom Reich und seiner Idee — daß er in den letzten Jahren nicht mehr das Reich als „Imperium Europäum" zu formen verstand und von dem unseligen Rosenberg'schen Gedanken der Versklavung Rußlands sich überwältigen ließ, wurde sein Verhängnis und das Verhängnis des Reiches. Hitler war kein „Nihilist", wie die Verfasser am Schluß ihn darstellen — aber offenbar hat der zweite Teil ihrer Arbeit unter Raummangel gelitten, der auch gedanklich zu allzu großen Vereinfachungen zwang — Hitler war der Mann, der unserem Volk das Großdeutsche Reich aus tiefer Sehnsucht nach dem Reichsgedanken seit seiner Kindheit schließlich erkämpfte, und der am Osten und dem Slawentum scheiterte, weil er diese so wenig verstand, wie das demokratische Europa sie erst recht nicht versteht, und an ihnen scheiterte, weil er nicht liebend gewinnen wollte — wie einst die Menschenseele seines Volkes — sondern zu zwingen und zu vergewaltigen versuchte.

Aber was man auch an der letzten Schau des Buches ablehnen mag, es ist jedenfalls ein gründliches, ohne Kriecherei vor der herrschenden Geschichtslüge in Deutschland über die Periode des Nationalsozialismus von ernsthaft die Wahrheit (auch wenn sie ihrer Auffassung nicht immer bequem ist) anerkennenden Forschern geschriebenes Werk. Daß die „Allgemeine Wochenzeitung für die Juden in Deutschland" das Buch sehr unfreundlich bespricht, empfiehlt es außerdem.

Dr. v. L.

*

Dr. Heinrich Schmitthenner, Lebensräume im Kampf der Kulturen. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1951, 2 verb. u. erw. Auflage, 226 Seiten mit 26 kartogr. Abb., Ganzleinen.

Durch die Neu-Herausgabe von Schmitthenners (z. Zt. o. Prof. an der Philipps-Universität Marburg) 1938 in erster Auflage erschienenen und anerkannten Werkes, hat sich der weltbekannte wissenschaftl. und Lehr-Verlag zweifellos ein Verdienst erworben. Besonders auch die Leser unserer Zeitschrift, in deren Spalten manches über die Formen und Möglichkeiten menschlicher Gesellschaftsordnungen geschrieben und zur Debatte gestellt worden ist, wird diese Initiative lebhaft begrüßt. Wie Dr. Schmitthenner anführt, ist der Anstoß zu diesem Werk aus der berechtigten Sorge entstanden, wie sich wohl im Laufe der Zeiten das Problem des stürmischen Anwachsens der Erdbevölkerung mit dem anderen Problem der begrenzten agrarischen Tragfähigkeit der Erde an Menschen (nach den von Albrecht Penck eingeleiteten Berechnungen etwa insgesamt höchstens 13 Milliarden, eine Ziffer, die bei gleichbleibender Entwicklung in etwa 425 Jahren erreicht sein würde) in Einklang bringen läßt. Eine Lösung kann der Verfasser begreiflicherweise auf seinem Sektor nicht angeben, denn weder ist die industrielle Entwicklung, noch auch die Stetigkeit der menschlichen Vermehrung zu überblikken. Doch in klarer Folgerung gelangt der Verfasser zur Erkenntnis, daß nur die Ausprägung einer abendländischen Schicksalsgemeinschaft dem europäischen Abendland die Möglichkeit des Ueberlebens bei der kommenden weltweiten Auseinandersetzung geben wird. — Dieses kluge und inhaltsreiche Buch sei jedem empfohlen, der bestrebt ist, die weltweiten drängenden Kräfte aus ihren Räumen heraus zu begreifen, denen neben den rassisch-geistigen Stoßkräften entscheidende Bedeutung für die Gestaltung und Wandlung des Weltantlitzes zukommt.

E. F.

Anton Kippenberg, Reden und Schriften, im Insel-Verlag 1952, 319 Seiten mit 18 Bildtafeln, Ganzleinen, DM 12.50.

Dieses Buch, in dem uns der Insel-Verlag eine Auswahl von Beiträgen bietet, die sein im September 1950 sechsundsiebzigjährig verstorbener Herr und Meister, der so bedeutende, unermüdliche und vielseitige Anton Kippenberg als Verleger, Sammler und Präsident der Goethe-Gesellschaft sprach und schrieb, mutet an wie eine Perlenschnur kluger und anregender Gedanken von weitreichender und bedeutsamer Gültigkeit. Hier spricht noch einmal einer jener — immer seltener werdenden — schöpfrischen u n d traditionsgebundenen Verleger zu uns, denen die Aufgabe zeitlebens mehr war als das Geschäft. Es tut zutiefst gut, durch diese Sammlung, für die dem Verlag ehrlicher Dank gebührt, wieder bestätigt zu finden, wie entscheidend Menschen von solcher Weite des Herzens und des Geistes — also der Bildung im Goetheschen Sinne — trotz der Bildungsmittelmäßigkeit unserer Zeit bestimmend in sie hineinragen und aktiv in ihr mitgestalten konnten; und schmerzlich berührt nur die Furcht, es könnten die letzten gewesen sein, denen es gelang, dem allgemeinen Drang nach Nivellierung und Standardisierung die Kraft ihrer Persönlichkeit entgegenzusetzen. Deswegen ist dieses Buch mehr als ein Erinnerungsbuch, es ist ein Lebensbrevier für unsere Zeit! — So edel wie der Inhalt ist auch die Sprache, und so gepflegt wie die Auswahl ist auch die Buchgestaltung, aus der so echt die alte, vorbildliche Tradition dieses jedem gebildeten Deutschen ans Herz gewachsenen Verlages spricht. — Es wäre nicht nur schwer, es wäre wohl auch unzutreffend, wollte man einzelne Beiträge besonders herausheben. — Es tut sich in allen eine tiefe und edle Welt gepflegten Geistes auf, die dennoch wurzelhaft verbunden bleibt mit allem Leben und Wirken um sie herum, in der jene oft ersehnte Synthese von Herz und Verstand, von Geist und Welt gefunden wurde, gleich fern vom dürren Intellektualismus wie vom klügelnden Profitdenken, jene Welt, die beglückend warme Harmonie ausstrahlt und Souveränität und Selbstgewißheit verleiht, und die schließlich eine der befreiendsten Errungenschaften im Reifungsprozeß zum ausgeglichenen Vollmenschentum darstellt. — So seien dies die Worte des Dankes an jenen großen Verleger und vorbildlichen Menschen Anton Kippenberg, dem so viele so vieles verdanken.

E. F.

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch, **Geschäftsführer:** Ernst Clouth. **Im DÜRER-VERLAG,** Buenos Aires (Editorial Dürer S. R. L.). **Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme:** Amenábar 1725, Buenos Aires, Telefon: 76 - 2315. (Bürozeit: 8—12, 13—18 Uhr außer Sonnabend). **Postanschrift n u r:** Casilla de Correo 2398, Buenos Aires, **Satz und Druck:** Imprenta Mercur S. R. L., Rioja 674, Buenos Aires. **Titel:** Hasso Freischlad. Z. Zt. ist **Anzeigenliste III** gültig.

Der Weg erscheint monatlich. In Buenos Aires erhältlich in den deutschen Buchhandlungen und bei Vertretern. In fast allen Ländern bestehen eigene Vertretungen. Preis des Einzelheftes: arg. $ 10.—, USA$ 0,75, Cruz$ 20.—, £ —5.8, Chil$ 60.—, Sfrs. 3,50, Liras 350.—, DM 2.— **Halbjahrsbezug: sechsmal Preis des Einzelheftes. Bei Nichterscheinen der Zeitschrift aus Gründen höherer Gewalt haftet der Verlag nicht für die Rückzahlung der Bezugsgelder.**

Se terminó de imprimir el 6 de Agosto de 1953.

Soeben erschien
als 6. Sonderheft "DER WEG" das

Rakowskij=Protokoll

von Dr. JOSEF LANDOWSKY

In diesen GPU-Prozeß-Aufzeichnungen, die während des II. Weltkrieges von Soldaten der „Blauen Division" in einem Bauernhaus tief in Rußland neben der Leiche des NKWD-Arztes Dr. Landowsky aufgefunden wurden, ist Ungeheuerliches ausgesprochen:

- warum Marx so geheimnisvoll die Macht der Rothschild-Dynastie verhüllte, obwohl sie doch zu seiner Zeit die größte „Akkumulation des Kapitals" darstellte;
- welche verschworenen Zusammenhänge zwischen der Wallstreet und dem Kreml bestehen und wie sie von „Jenen" weitblickend und schonungslos grausam gelenkt werden;
- wie alle Politik, Wirtschaft, Philosophie und Wissenschaft restlos der Weltrevolution untergeordnet werden als der einzigen „absoluten Wirklichkeit";
- warum die Komintern „eine konservative Organisation" ist verglichen mit der Börse von New York und die großen Bankiers die „Schmiede der Revolution" sind;
- wie Hitler vom Westen angegriffen werden soll und wie sich dann „seine Generale erheben und ihn liquidieren" sollen;
- welche drei Gründe die Vernichtung Hitlers, die Zerstörung des Reiches und die Ausrottung seiner Ideenträger gebieterisch notwendig machten;
- **wie heiß das Verschwinden Stalins ersehnt wird, um den „formalen Kommunismus" (Stalinismus) in einen „wirklichen" zu verwandeln;**

in einer zwar nicht immer leichten, aber packenden, ja manchmal den Atem verschlagenden Darstellung von aufwühlender geistiger Intensität und fast schmerzender Logik eines Wissenden aus der trotzkistischen Konterrevolution, der in der düsteren Atmosphäre der Lubjanka kurz vor seiner beschlossenen Hinrichtung die „wirkliche Wahrheit" im Gegensatz zur „Prozeßwahrheit" ausspricht. Doppelt unheimlich, wenn man weiß, daß diese Vernehmung im Jahre 1938 stattfand.

Erhältlich in den Buchhandlungen und bei unseren Vertretern

Preis m$n 10.—

DAS KAMERADENWERK

Casilla de Correo 78, Suc. 25 B
Tel.: 740 - 1208

BUENOS AIRES

Rundbrief
August 1953

„Liebe Menschenfreunde!

Bitte verzeihen Sie, daß ich nicht früher meinen Dank geschrieben habe, aber ich erhielt Ihre Spende erst vergangene Woche. Das kam so: ich war verreist in eine Heilstätte, da ich lungenkrank bin. Ihre Gaben haben mir sehr geholfen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebe und Fürsorge. An meinen Mann habe ich es geschrieben, und er wird sich sehr freuen, daß er wieder ein Zeichen hat, daß man die Armen noch nicht vergessen hat. Gott gebe, daß unsre Männer heimkommen, ehe wir uns in der Heimat zu Tode gegrämt haben. Wenn es meine Gesundheit erlaubt, will ich meinen Mann bald wieder besuchen. Ich werde ihm von der Treue erzählen, mit der man ihrer gedenkt und ihnen hilft, wo man kann. Hoffentlich kommen die Armen heim, wenn die EVG.-Verträge unterschrieben sind. Wie kann man denn überhaupt nach 8 Jahren Menschen, die nur ihre Pflicht getan haben, festhalten! Ist das denn kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit! Bitte verzeihen Sie diesen Ausfall, aber unsere Seelennot ist oft nicht mehr zu ertragen. Haben Sie nochmals herzinnigen Dank für Ihr Gedenken. Ich grüße Sie herzlichst, Ihre A. K.“

Solche und ähnliche Briefe erreichen uns tagaus-tagein. Sie geben uns immer wieder Kraft, trotz eigener wirtschaftlicher Schwierigkeiten, trotz aller Widerwärtigkeiten, ja trotz aller Anfeindungen, uns weiterhin für diese bedauernswerten Opfer einer morgenthau'schen Rache einzusetzen. Wir — und hiezu dürfen sich all die vielen anonymen Helfer und Spender des Kameradenwerks zählen — tun dies nicht, um äußere Anerkennung oder ehrenvolle Erwähnung in der Presse zu finden oder weil es „zum guten Tone“ gehört oder aus „Geschäftsrücksichten“, sondern ganz einfach aus innerer Anteilnahme und Mitgefühl.

„POLITISCH“!

Die ehrenamtlichen Helfer erwarten und wollen für ihre mitunter nicht unbeträchtliche Mitarbeit keine Anerkennung und keinen Lohn. Sie verdienen es aber auch nicht, daß „man“ sie hierfür beschimpft und sie mit dem Vorwurf „politisch“ zu sein angreift.

Diesen Vorwurf wollen wir nicht unwidersprochen lassen, denn der Begriff „Politik“ hat in den letzten Jahren einen üblen Beigeschmack erhalten. Dies ist nicht so sehr auf die Vergröberung ihrer Methoden, wie auf die totale Unfähigkeit der Berufspolitiker zurückzuführen, die die derzeitige weltpolitische Lage verursacht haben, die, wenn nicht ein Wunder geschieht oder noch rechtzeitig ein zweiter Bismarck aufsteht, zum absoluten Chaos führen muß.

Wenn ein Bäcker Brot bäckt, wird er nicht behaupten, dies zum Wohle der hungernden Menschheit zu tun, und wenn ein Schneider schneidert, so tut er dies nicht, weil er das Bedürfnis hat, seine Mitmenschen zu bekleiden, sondern ganz einfach deshalb, weil er damit seinen Lebensunterhalt verdienen muß. Die große Mehrheit der Berufspolitiker aber, die sich diesen Beruf erwählt hat, um davon — und meist nicht schlecht — zu leben, behauptet allen Ernstes, aus Idealismus, sowie zum Segen und zum Wohle des Volkes tätig zu sein. Auch fortgesetzte Mißerfolge vermögen sie nicht dazu zu veranlassen, auf ihre Posten zu verzichten und, wenn es sich darum handelt, ihre politische und wirtschaft-

liche Existenz zu verteidigen, ändern diese Berufs- und Parteipolitiker unbekümmert ihre Ansicht, verleumden politische Gegner, verbieten Parteien, verhindern die Kandidatur von wirklichen Patrioten und ändern unter Mißachtung des Willens der Wähler bestehende Wahlgesetze ab. Zu diesem Zwecke bedienen sie sich einer willfährigen Presse und des Rundfunks und bilden mit deren Hilfe eine uniformierte „herrschende Volksmeinung". Wer nun mit dieser künstlich gebildeten Volksmeinung nicht einig geht, wird zum Verbrecher oder Dummkopf, zum Faschisten oder Kommunisten oder bestenfalls, wenn der zu Qualifizierende zu hoch in der Volksgunst steht, zum politischen Kind gestempelt. Ihr Meisterstück liefern sie aber damit, daß sie, die Politik als Broterwerb oder aus Geltungssucht treiben, alle die aufrechten Geister, die aus aufrichtiger Besorgnis für ihr Vaterland ihre Stimme erheben, als „politisch" abtun.

Mit d i e s e r Gattung von Politikern und mit d i e s e r Art von Berufs- und Parteipolitik wollen w i r nichts zu tun haben. Wir lassen uns aber hinwiederum durch den Vorwurf „politisch" zu sein, nicht den Mund verbinden und uns das Recht nehmen, unserer berechtigten Sorge um unser Vaterland, unserm Denken und Mitfühlen Ausdruck zu verleihen. Wir können uns nicht damit schweigend abfinden, daß Leute im öffentlichen Leben — der Verwaltung oder der Parteien — eine Rolle spielen, die Deutschland in seiner schwersten Stunde verraten haben, zu einer Zeit, wo die deutsche Frau im Bombenregen und der Landser an der Front schlicht und brav ihre Pflicht erfüllt haben. Wir empfinden alle Einigungsgespräche hinsichtlich Europa als verfrüht, solange es uns nicht einmal gelungen ist, unser aufgespaltenes Vaterland wieder zu vereinigen, wir, und mit uns genug andere aufrechte Deutsche, werden niemals unsere Zustimmung zur Abtrennung des Saargebietes oder von Teilen des deutschen Ostens geben, wir empfinden die an sich selbstverständliche Forderung auf Freilassung der im Osten schmachtenden deutschen Soldaten als Heuchelei im Munde von Politikern, die von der Möglichkeit, die Freilassung der vom Westen festgehaltenen Soldaten zu veranlassen oder wenigstens ernsthaft zu fordern, keinen Gebrauch machen, wir betrachten die Behandlung der lebenden und sterbenden Märtyrer von Spandau als Ausdruck tiefster menschlicher Entartung, für die der Westen drei Viertel der Verantwortung trägt, wir haben kein Verständnis dafür, daß zahlreiche US-Sender in Deutschland „american way of life" verbreiten, während der einzige deutsche Kurzwellensender nicht einmal mit den empfindlichsten Empfangsgeräten in Südamerika vernommen werden kann und viele Dinge mehr, die wir uns ersparen aufzuzählen, da sie als eisernes Gesetz in der Brust aller anständigen Deutschen schlummern, das sich zur gegebenen Zeit wieder unaufhaltsam durchsetzen wird.

UNSER HANS ULRICH RUDEL,

der als Deutschlands höchstausgezeichnete Soldat und Panzerknacker bekannte ehemalige Oberst der deutschen Luftwaffe, hat trotz Beinprothese mit zwei Bergkameraden den bisher noch unbestiegenen höchsten Vulkan der Erde, den in dem nordöstlichen argentinischen Zipfel der Anden gelegenen Llulay-Yacú (6.725 m) bezwungen. Bei seinen Vorträgen in Buenos Aires und Villa Ballester, wo er seine Erlebnisse dieser Besteigung zum Besten gab, bewies er, daß er nicht nur fliegen und Sport treiben kann, sondern, daß er auch recht unterhaltsam und ungezwungen zu plaudern versteht.

Bei zwei Skirennen in den Bergen von Mendoza vertrat er den Deutschen

An
das Kameradenwerk
Casilla de Correo 78, Sucursal 25 B
BUENOS AIRES

Geben Sie mir bitte die Anschrift bekannt zum Versand

eines/mehrerer Pakete(s) an	Angehörige eines Kriegshäftlings / einen Kriegshäftling	in Landsberg Wittlich Werl Frankreich Holland Sowjetrußland

Beiliegend übermittele ich $ ....
in bar / durch Scheck / durch Giro

Lassen Sie bei mir $ .... / ein Paket abholen

Bestätigung des Kameradenwerks
und des Bedachten erbeten an:

Name: ....

Straße: ....

Ort: ....

Telefon: ....

(Ein Weihnachtspaket, bestehend z. B. aus Oel, Honig und Schokolade im Gesamtgewicht von 5 Kg. kostet $ 63.—. Kleinere Spenden werden zusammengelegt, bis damit jeweils die Kosten für Pakete gedeckt sind.)

Skiverband gegen ausgezeichnete einheimische Konkurrenz, wobei er einmal sicherer Erster und einmal knapper Zweiter wurde.

IN CHILE

wurde Oberst Rudel vom Staatspräsidenten I b a ñ e z sowie höchsten Militärs der Luftwaffe und des Heeres empfangen. In zahlreichen Vorträgen in Santiago, Valdivia, Valparaiso, Viña del Mar und Osorno schilderte er Erlebnisse aus dem vergangenen Kriege und warb für den Hilfsgedanken des Kameradenwerks. Seiner Initiative ist es mit in erster Linie zu verdanken, daß nunmehr nach Argentinien, Brasilien und Paraguay auch aus Chile regelmäßig Kameradenwerk-Hilfssendungen in die Heimat gehen. Nicht hoch genug einzuschätzen ist dabei, daß der Wunsch zu helfen, alle scheinbaren Gegensätze zu überbrücken vermochte, was leider in Argentinien nicht gelungen ist. Mit aufrichtiger Freude möchten wir deshalb anschließend den im „Condor" abgedruckten Aufruf an alle Deutschen und Deutschstämmigen Chiles als Dokument und Triumph des guten Willens und des mitfühlenden Herzens in vollem Wortlaut wiedergeben:

AUFRUF

ZU EINEM GEMEINSAMEN HILFSWERK ALLER DEUTSCHEN UND DEUTSCHSTÄMMIGEN IN CHILE

Die Not der deutschen Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs wächst von Woche zu Woche. Davon haben die jüngsten Ereignisse ein erschütterndes Zeugnis gegeben. Nicht minder schwer ist das Schicksal derer, die aus dem Osten in den Westen flüchten. Die Bundesregierung, die kirchlichen Hilfsorganisationen, die großen karitativen Verbände, viele Einzelne tun, was in ihren Kräften steht. Aber der Strom der Flüchtlinge wächst. und alle Hilfe ist unzureichend.

Immer noch leben Tausende deutscher Menschen, vor allem ehemalige Offiziere und Soldaten, in Kriegsgefangenschaft und in Internierungslagern. Ihre leibliche und seelische Notlage ihrer Angehörigen ist erschütternd ernst.

Unmittelbar nach dem Krieg hat Chile als erstes überseeisches Land eine große Hilfsaktion für Deutschland eingeleitet. Was unser Hilfswerk geleistet hat, wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Deutschtums in Chile bleiben. In den letzten Jahren hat diese Hilfe nachgelassen, da Westdeutschland seinen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, und da gleichzeitig unsere Gemeinschaften vor wichtige eigene Aufgaben gestellt wurden. Aber die neue Entwicklung ist ein ernster Anruf an unser Gewissen. Wir müssen das Wort von der brüderlichen Liebe und von der kameradschaftlichen Treue wieder wahr machen. Deshalb wenden wir uns an alle, die ein Herz haben, mit der Bitte: HELFT UNS HELFEN!

Da nur in beschränktem Umfang Kleidung und Wäsche nach drüben geschickt werden kann, bitten wir vor allem um Geldgaben. Dabei sollte angegeben werden, wofür die Gaben bestimmt sind: ob für die Ost- und Flüchtlingshilfe (über das Evangelische Hilfswerk bzw. den katholischen Caritasverband) oder für die Kriegsgefangenen, Internierten und deren Angehörige (Kameradenwerk) oder für beide Aufgaben zugleich.

Santiago, im Juli 1953.

Für das Evangel. Hilfswerk	Für das Kameradenwerk	Für das Caritaswerk
FRIEDRICH KARLE, Pfarrer	BRUNO VON BECK	P. JOSEF MÜLLER, Pfarrer
Santiago, Casilla 2000	Santiago, Casilla 2391	Santiago, Casilla 2081

WEIHNACHTSAKTION:

Weihnachten steht zwar noch nicht vor der Türe. Die Erfahrung in den vergangenen Jahren hat aber gezeigt, daß mit dem Versand der Weihnachtspakete nicht früh genug begonnen werden kann, wenn die Gewähr dafür gegeben sein soll, daß die Pakete noch rechtzeitig ankommen. Nach so oft ent-

täuschten Hoffnungen, fehlt uns der Mut anzunehmen, daß die zu Betreuenden bis Weihnachten entlassen sein werden. Sollte aber der eine oder andere Bedachte bis dahin entlassen sein, so ist ihm oder seinen Angehörigen eine kleine zusätzliche Weihnachtsfreude bestimmt zu vergönnen, ganz abgesehen davon, daß mit der Entlassung die Not ja nicht schlagartig zu Ende ist. Deshalb ergeht an alle anständigen Deutschen und Deutschstämmigen der Ruf, uns bei der Durchführung der diesjährigen Weihnachtsaktion nach besten Kräften zu helfen.

IN DER HEIMAT

hat sich schon längst die Erkenntnis durchgesetzt, daß die „Kriegsverbrecher" die besondere Fürsorge des ganzen deutschen Volkes verdient haben, wie nachfolgende wahrheitsgetreue Schilderung der Rückkehr des „Kriegsverbrechers" H. Sch., der nach 9jähriger Haft vor wenigen Monaten in seiner Heimatstadt feierlich empfangen wurde, beweisen möge:

„Zunächst einmal der Empfang am Bahnhof, der sich, entgegen meinem ausdrücklichen Wunsch und Willen, ich möchte fast sagen, geradezu triumphal gestaltete. Die Nachricht, mit welchem Zug ich eintreffen würde, muß sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet haben, denn es waren erschienen der Stellvertretende Bürgermeister, der Landesprobst, Vertreter des Heimkehrerverbandes, des Soldatenbundes, des Roten Kreuzes und einiger Frauenverbände, außerdem etwa 2.000 Menschen. Der Landesprobst, der mich schon als blutjungen Soldaten kannte, sprach sehr herzliche Worte des Empfangs, alle anderen Vertreter schlossen sich wärmstens an. Als man mich dann mit meiner Familie in eine bereitstehende Kutsche verfrachtet und mit Blumen buchstäblich überschüttet hatte, wurden wir im Triumphzug durch die ganze Stadt gefahren. Auch unterwegs hagelte es Grüße und Glückwünsche und meine Wohnung glich einem Blumenladen und viele Geschenke waren bereits eingetroffen. In den Tagen danach wurde ich auf den Aemtern und Behörden in der entgegenkommendsten Weise behandelt ..."

UND DU?

Lieber Leser, lasse Dich nicht von der Hast des Alltags abhalten, Dich mit dem Schicksal der von uns zu Betreuenden, die zum Teil länger als 9 Jahre hinter Kerkermauern und Stacheldraht grundlos schmachten, zu beschäftigen. Lasse in Ruhe obigen Aufruf, der auch Dir gilt, auf Dich einwirken und verweile noch einmal einen Augenblick bei dem am Anfang unseres Rundbriefes festgehaltenen Schreiben. Aehnliche Schicksale wie das darin geschilderte, gibt es Tausende und ähnlich wird die Resonnanz sein, wenn Du, lieber Leser, in die Tasche greifst, um eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Wenn Du gesund bist und in geordneten Verhältnissen lebst, so gönnen wir Dir dies neidlos und von ganzem Herzen. Aber dann denke bitte auch an diejenigen, denen ein weniger gütiges Geschick seelische, leibliche oder materielle Not beschert hat. Wir wollen Dir dabei jede Arbeit abnehmen. Du brauchst in nachfolgendem Abschnitt nur Nichtzutreffendes auszustreichen und gegebenenfalls einen Scheck oder Geldbetrag beizulegen oder nach telefonischer Verständigung (T. E. 740 - 1208) abholen zu lassen. Wir garantieren und belegen Dir dafür, daß die Spende ausschließlich und vollständig für den von Dir bestimmten Zweck verwendet wird. Wenn Du die Mittel und auch den Wunsch hast, einem Hilfsbedürftigen mit mehreren Paketen oder für eine gewisse Zeit lang zu helfen, können wir Dir eine Familie oder einen Kriegshäftling, die Deine Unterstützung verdienen zur Uebernahme einer Patenschaft vorschlagen. Wir, d. h. unsere Betreuten, sind aber für jede, auch noch so kleine Gabe dankbar.